Heft 5 Mai 1998 8,- DM

C 12611 E

konkret

Konkret: Politik & Kultur

- Grüne: Mit 5 Mark nicht mehr dabei?
- Stalin und Lady Di: ein Abgleich
- Schwarzer: Who the fuck is Alice?
- Reichstag: Anstreicher gesucht
- Titanic: Der Untergang des Feuilletons
- Pohrt antwortet

50 Jahre Israel.

Und die Deutschen

in konkret Mai 1998

hier Konkret von Daniela Dahn
Daniela Dahn, ostdeutsche Publizistin und Autorin des Bestsellers »Westwärts und nicht vergessen«, hat in ihrem neuen Buch die Vergeltungsaktionen und politischen Säuberungen untersucht, von denen in den ersten Nachkriegsjahren mehrere Millionen Europäer, Nazis und ihre Mitläufer, betroffen waren. KONKRET sprach mit der Autorin über die Revision der Waldheim-Prozesse

von Konkret

an Konkret

I believe in yersterday von Hermann L. Gremliza

Herrschaftszeiten

Der große Sprung von Jürgen Elsässer
Die israelischen Kibbuzim kämpfen um ihre Existenz. Auch wenn die Zukunft ungewiß ist: Ihre bisherigen Leistungen sind beeindruckend

Frechheit siegt von Tjark Kunstreich
Jeder arabische Folterstaat wurde von der Adenauer-Regierung inniger umworben als Israel, der Staat der Überlebenden. Der kaum kaschierte Antizionismus der deutschen Außenpolitik war dabei das wichtigste Mittel, die fälligen Entschädigungszahlungen auf ein Almosen zu reduzieren

Ein abgeschlossenes Kapitel?Ausgelebte Projektionen von Martin Kloke
Die (bundes)deutsche Linke und der Staat Israel. Anmerkungen zu einem gestörten Verhältnis von Martin Kloke und Micha Brumlik

Ein abgeschlossenes Kapitel?Die Dialektik der Moral von Micha Brumlik
Die (bundes)deutsche Linke und der Staat Israel. Anmerkungen zu einem gestörten Verhältnis von Martin Kloke und Micha Brumlik

»Wundervolle Arisierung« von Otto Köhler
Die Hamburger Kaufleute möchten es nicht wahrhaben - aber ihre Vorgänger im Dritten Reich waren stets die ersten, wenn es um Enteignung und Raubmord ging

Magdeburger Verhältnisse von Titus Simon
Knapp daneben ist auch vorbei: Entgegnung auf Jürgen Elsässers Beiträge »Braune Zone« und »Für Punks tödlich« in KONKRET 3/98

Im Herzen immer noch Nazis von Kate Katzki
Zu Besuch im besiegten Deutschland. Zweiter und letzter Teil eines Berichts, den die jüdische Emigrantin Kate Katzki 1947 verfaßt hat und den KONKRET erstmals veröffentlicht

Pohrt antwortet von Wolfgang Pohrt
Alter Petzer

Die graue EminenzIn von Joachim Rohloff
Fast gleichzeitig sind zwei Biographien über Alice Schwarzer erschienen. Ob Frau Schwarzer soviel Aufmerksamkeit noch verdient, klärt keine von beiden

Jetztzeit von Peter Hacks

...wir kriegen euch! von Oliver Tolmein
Das Sexualstrafrecht wurde in den letzten Monaten entscheidend verschärft. Was angeblich den Opfern dient, ist nur der Weg zurück zum kurzen Prozeß

Patzer in Magdeburg von Heiner Möller
Der Bohei um eine Öko-Steuer auf Benzin hat den Grünen nicht nur geschadet. Es hat auch erfolgreich comoufliert, wie regierungsfähig die einstige »Anti-Partei« längst geworden ist - Sozialabbau und Imperialismus inkl.

Préférence nationale von Bernhard Schmid
Die Koalition von Liberalen, Konservativen und Faschisten in diversen französischen Regionalparlamenten droht die bürgerlichen Parteien zu zerreißen. Le Pen triumphiert

In diesem Sinne - Volk ohne Währung von Ralf Blendowske

In diesem Sinne - Kuba libre? von Knut Henkel

In diesem Sinne - Der fidele Castor von Michael Schilling

Wer wen? Wem was? von Rayk Wieland

Kunst & Gewerbe von Kay Sokolowsky

Von der Kraft kleiner Gaben von André Thiele
Wie der Aufklärer Johann Karl Wezel aus der Welt fliehen wollte und so der Welt der Gegenaufklärung nützlich war. Eine Schnurre (erzählt im Anschluß an die Beiträge von Frank Schäfer und Peter Fasel in KONKRET l+2/98)

Befreite Witzzonen von Marcus Meier
Humor im Thule-Netz: Wenn Nazis lachen, hört der Spaß auf

Ein Kompositum von Frank Schäfer
Herman Melvilles romantische Odyssee »Mardi - und eine Reise dorthin« ist nach fast 150 Jahren erstmals in einer deutschen Übersetzung erschienen

Buch & Deckel von Ralf Blendowske
José Saramago: Die Stadt der Blinden. Rowohlt Verlag, Reinbek 1997, 399 Seiten, 42 Mark

Buch & Deckel von Frank Schäfer
Hermann Peter Piwitt: Ein unversöhnlich sanftes Ende. Roman, Rowohlt Verlag, Reinbek 1998, 184 Seiten, 34 Mark

Buch & Deckel von Mark-Stefan Tietze
Greil Marcus: Basement Blues. Bob Dylan und das alte, unheimliche Amerika. Rogner Bernhard bei Zweitausendeins, Hamburg 1997, 302 Seiten, 25 Mark

Kriterien der Unsterblichkeit von Mathias Wedel
Lady Diana Spencer und Generalissimus Josef Wissarionowitsch Stalin: Gemeinsamkeiten und Unterschiede

Tiefer hängen! von Rayk Wieland
Zwei herausragende Neuerscheinungen. Eine Rezension

Melodie & Rhythmus von Stefan Ripplinger
Ekkehard Schall: Mein Kampf. Musik: Cäsar Peter Gläser; Eulenspiegel Verlag

Superzeichen von Armin Schreiber

Asylantenschlange, Zahlenschere, Zukunftskeule: Vertreiben Visiotype die Sprache?

Film & Theater von Marit Hofmann

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 05/98, S. 3

Daniela Dahn

hier Konkret

Daniela Dahn, ostdeutsche Publizistin und Autorin des Bestsellers »Westwärts und nicht vergessen«, hat in ihrem neuen Buch die Vergeltungsaktionen und politischen Säuberungen untersucht, von denen in den ersten Nachkriegsjahren mehrere Millionen Europäer, Nazis und ihre Mitläufer, betroffen waren. KONKRET sprach mit der Autorin über die Revision der Waldheim-Prozesse

konkret: In Ihrem vorletzten Buch hatten Sie die Waldheim-Prozesse »das schwärzeste Kapitel der DDR-Justiz« genannt. In Ihrem neuen Buch Vertreibung ins *Paradies* dementieren Sie Ihre alte Meinung. Was hat Sie dazu gebracht?

Dahn: Ich hatte zunächst weitgehend ahnungslos nachgeplappert, was man so hörte. Was ich nicht dementiere: Dies waren politische Schnellverfahren, die korrekte Ermittlungen weitgehend vermissen ließen und formaljuristischen Ansprüchen nicht genügten, sie wurden bis zum Revisionsverfahren meist ohne Anwalt und unter Ausschluß der Öffentlichkeit geführt. Als aber die »Bildzeitung« titelte: »Die schlimmste rote Richterin des SED-Regimes schickte 15 Menschen in den Tod«, wollte ich doch wissen, ob damals Unschuldige ohne Gesetzesgrundlage hingerichtet worden waren. Ich las die 350 Seiten starke Anklageschrift und war überrascht: Fast alle der zum Tode Verurteilten waren unbestritten Nazijuristen - am Volksgerichtshof, an Kriegs- und Sondergerichten. Sie waren selbst an zweifelhaften Todesurteilen beteiligt. Außerdem waren unter den Angeklagten SS- und Gestapo-Leute aus Konzentrationslagern und ein Offizier, der an der blutigen Niederschlagung des Warschauer Aufstandes beteiligt war. Nach dem damals gültigen Recht der vier Alliierten genügte es, eine solche Funktion gehabt zu haben, um die Höchststrafe zu bekommen, individuelle Schuld mußte nicht nachgewiesen werden. Das heißt, auch bei formaljuristisch korrekten Prozessen waren damals höchstwahrscheinlich Todesstrafen ausgesprochen worden. Aber diese Frage wurde im Prozeß gegen die »schlimmste rote Richterin« überhaupt nicht erörtert - formale Fehler genügten, um diese Nazis pauschal zu rehabilitieren. Wozu man sich bekanntlich bei Kriegsdienstverweigerern und Deserteuren immer noch nicht durchringen kann.

konkret: Sie sind, schreiben Sie, bei Ihren Recherchen auf »das bestgehütete Tabu der Nachkriegsgeschichte« gestoßen. Worin besteht das?

Dahn: Waldheim war überall. Nach dem Terror der Täter begann der Terror der Opfer. Von den politischen Säuberungen der ersten Nachkriegsjahre waren mehrere Millionen Europäer betroffen, weit über hunderttausend Menschen haben sie mit dem Leben bezahlt. Franzosen, Italiener, Holländer, Belgier, Dänen, Bulgaren, Ungarn... Überall gab es Massenverhaftungen, Lager, Schnell- und Sondergerichte. Die beispiellosen Naziverbrechen und ihr totales Außerkraftsetzen jeder Rechtsstaatlichkeit hatten die Leidenschaften verständlicherweise so entfesselt, daß auch jetzt eine emotionslose, korrekte Rechtsprechung völlig ausgeschlossen war. Allein die Résistance verurteilte nach der Befreiung 120.000 Menschen, darunter über 5.000 zum Tode. In den Geschworenengerichten saßen die Gedemütigten oder ihre Hinterbliebenen - wer denn sonst? Von welchem Himmel sollte ein unbefangenes Gericht fallen? Gemessen an den Urteilen, die in ganz Europa für die Zusammenarbeit mit den Nazis verhängt wurden, sind die Originalnazis jedenfalls milde davongekommen.

konkret: Die erwähnte Waldheim-Richterin ist von einen Gericht des neuen Deutschland zu vier Jahren Gefängnis verurteilt worden. War das die Rache derer, die ihre Nazis lieber dekoriert als abgestraft haben, oder sollte das eine Lehre sein? Aber dann: für wen? Und für was?

Dahn: Das frage ich mich auch. In ganz Europa wird heute an dem Tabu der politischen Säuberungen nach 1945 nicht gerührt. Wenn man es ausgerechnet in Deutschland für nötig hält zu behaupten, damals hätten nur »vermeintliche Nazis« und weitgehend Unschuldige vor Gericht gestanden, mutet das schon befremdlich an. Heute genügt es, von Kommunisten verurteilt worden zu sein, um als Nazi rehabilitiert zu werden. Wenn man schon das Bedürfnis hat, mit der Geschichte aufzuräumen, dann sollte man den Dreck nicht nur in eine andere Ecke kehren. Dann hätte man sich die Mühe machen müssen, in den nun zugänglichen Moskauer Archiven die ausführlichen Vernehmungsprotokolle von Waldheim einzusehen, dann hätte man heute rechtsstaatliche Prozesse gegen die damals Angeklagten führen müssen. Aber es geht ja nicht um Gerechtigkeit. Es geht um formaljuristische Rechthaberei zugunsten der eigenen politischen Klientel. Es ist der alte Antikommunismus.

konkret: Sie fühlten sich »geradezu gedemütigt«, als der Bundestag alle Verurteilten von Waldheim per Gesetz rehabilitierte. Setzt Demütigung nicht ein Moment des Unerwarteten voraus, und haben Sie also den staatsbürgerlichen Unterricht in der DDR immer geschwänzt?

Dehn: Mein Staatsbürgerkunde-Unterricht war wenig überzeugend und endete 1968. Damals glaubte ich, die protestierenden Studenten hätten zumindest den Kuschelkurs gegenüber den Nazis künftig weitgehend unmöglich gemacht. Das stimmte wohl auch für eine Weile. Spätestens nach der Wende sind aber viele Hemmschwellen mitgewendet worden.

Das Bundesbesoldungsgesetz vom März 1992 legte fest, daß es nicht ehrenrührig war, den Nazis zu dienen, um so mehr aber der DDR. Alle Dienstjahre in Institutionen des Dritten Reichs und in den eroberten Gebieten werden heute uneingeschränkt für Gehalt und Rente anerkannt, während es in Ostdeutschland für Systemnähe Rentenabzüge gibt. Daß es möglich sein würde, den in der DDR als Kämpfer gegen den Faschismus Geehrten ihre VdN-Renten zu kürzen und dafür Angehörige der Wehrmacht, sogar der SS, auch wenn sie Bürger anderer Staaten sind, mit einer Kriegsopferrente zu versöhnen, daß eine KZ-Wächterin, die dafür zehn Jahre in Bautzen saß, eine Entschädigung von 64.000 Mark erhält, die osteuropäischen KZ-Häftlinge und Zwangsarbeiter aber nichts oder bestenfalls ein symbolisches Almosen - dafür hatte meine Phantasie tatsächlich nicht gereicht.

Konkret 05/98, S. 4

von Konkret

Mehr als zwei Monate recherchierte und beratschlagte die »Zeit«-Redaktion, bevor sie sich am 2. April entschloß, zu einer Dokumentenentstellung Stellung zu nehmen, mit der sie in ihrem Dossier zum »roten Holocaust« für Aufsehen gesorgt hatte. In seinem Artikel »Weißbuch Schwarzbuch« (KONKRET 2/98) hatte Rayk Wieland dokumentiert, wie die Redaktion der »Zeit«, um die »Schwarzbuch«-These, die SU-Führung habe Hungersnöte bewußt herbeigeführt, zu illustrieren, die Fotografie eines unter deutscher Besatzung errichteten Internierunglagers in die eines sowjetischen Internierungslagers umwidmete. Es handelte sich aber bei dem vorsätzlichen Akt, wie der »Zeit«-Geschichtler Karl-Heinz Janssen nun erläutern will, um einen läppischen Lapsus:

Harmlos fängt es immer an, Alltagsroutine: Die Redaktion braucht Bilder zu einem Thema, die Bildredakteure geben die Bestellung zu einer Agentur weiter ... Art-director und Bildredakteurin suchen aus dem Angebot das eindrucksvollste Bild heraus, das dreieinhalb Spalten auf der Aufschlagseite füllt. Ernste Kinderaugen hinter Stacheldraht sehen dich an. Der Leser wird sofort in den Bann geschlagen ... Die Textinformation war freilich dürftig: »2. Weltkrieg/Sowjetunion - Kinder in einem Internierungslager - Photo 1943«. Mehr Angaben ließen sich in einschlägigen Werken nicht finden. Dies war der erste Lapsus: Man wollte dennoch nicht auf das Photo verzichten.

Wer immer »man« ist: Auf einem Lapsus kann er nicht stehen:

Und der zweite folgt sogleich: Ein »Zeit«-Redakteur läßt sich zu einer riskanten Bildunterschrift verleiten: »Kinder in einem sowjetischen Internierungslager 1943«. Schließlich lag das Bild unter lauter Photos vom Gulag

die alle bekanntlich nur die falsche Bildunterschrift hatten.

Aus der Unvorsichtigkeit war eine Verführung erwachsen.

So kann es sich wenden. Aus der Routine erwuchs ein Lapsus, der mauserte sich zur Unvorsichtigkeit, welche sich als eine Verführung erwies, der die »Zeit«-Redaktion, man kann sie nur bedauern, schließlich erlag. Doch es kommt noch ärger. Denn die Verführung erhob sich, wenn nicht zur Lüge, so doch zur Manipulation, die andere, nicht die braven »Zeit«Leute, vorgenommen hatten. Denn die »Zeit«-Redaktion konnte ermitteln, daß das inkriminierte Foto in einem finnisch besetzten Teil der Sowjetunion aufgenommen wurde, in Petroskoi, der Hauptstadt von Ostkarelien. Es zeigt russische Kinder in einem »Übersiedlungslager«, dessen guter Zustand von schwedischen und schweizerischen Journalisten mehrfach bestätigt worden sei - bzw. es zeige sie eben nicht, sondern sei von der Fotografin, nach dem Abzug der Finnen, arrangiert worden, um das »angebliche Kinderelend in den finnischen Konzentrationslagern zu dokumentieren«. Anschließend sei das Foto für »antifinnische« und »antinazistische« Zwecke manipuliert worden. Hier unterläuft Janssen, und er merkt es nicht, ein weiterer Lapsus. Er »vergißt« zu erwähnen, daß Deutschland und Finnland bis 1944 Verbündete waren. Und es »entfällt« ihm, daß auch die Nazis internationale Beobachter durch Theresienstadt geführt haben, damit sie sich vom musterhaften Zustand des Lagers überzeugten. Die Sorte Vergeßlichkeit ist es vielleicht, die dafür gesorgt hat, daß Janssen am Ende seiner Geschichte einen Anwurf an die Adresse von KONKRET richtet: KONKRET behaupte, die »Zeit« habe »ausgemergelte Kinder hinter Stacheldraht« gezeigt:

Man sieht, was man sehen will.

Und was man nicht sehen will, nämlich ausgemergelte Kinder hinter Stacheldraht in einem finnischen Internierungslager, das sieht man eben nicht. Sondern statt dessen die vermeintlichen Opfer des »roten Holocaust«, die auf dem Foto nicht abgebildet sind.

Das 4. KONKRET Kaderfrühstück, in Kooperation mit der Werkstatt 3, findet am Freitag, dem 8. Mai 98, um 19 Uhr in der Werkstatt 3 (Nernstweg 32, Hamburg-Altona) statt. Thema: »50 Jahre Israel. Und die deutsche Linke«. Es diskutieren u.a. Micha Bruntlik, Angelika Timm und Hermann L. Gremliza.

Neue Bücher: Am 24. April erscheinen im Konkret Literatur Verlag: Rayk Wieland (Hg.): *The Neurose of England. Massen, Medien, Mythen nach dem Tod von Lady Di.* Mit Beiträgen von Ilse Bindseil, Holm Friebe, Boris Gröndahl, Jürgen Roth, Michael Rudolf, Peter Schneider, Georg Seeßlen, Elaine Showalter, Kay Sokolowsky, Mark-Stefan Tietze, Mathias Wedel (siehe auch die Autorenbibliothek sowie den Vorabdruck in diesem Heft, S. 56). - Oliver Tolmein: *Rechts durch die Mitte. Reportagen und Gespräche über die neue Ordnung der Verhältnisse.*

Ab dem 27. Mai beim Verlag zu beziehen ist ein neuer Band der **konkret-texte-Reihe:** Gerhard Scheit: Mülltrennung. *Beiträge zu Politik, Literatur* und *Musik.* Scheit liefert eine Kritik totalitarismustheoretischer Maßgaben und Interpretationen in Politik und Kunst. Die Gleichsetzung von Nationalsozialismus und Stalinismus wird insbesondere an den Beispielen Bertolt Brechts, Ernst Jüngers, Hanns Eislers, Peter Weiss' und Heiner Müllers ad absurdum geführt.

Veranstaltungen: Am 4. Mai, 19.30 Uhr, diskutiert Hermann L. Gremliza, über »Bundeswehrmacht - Nazis in Uniform« im Ballenhaussaal, Marienplatz, Schongau. - Am 7. Mai, 20.30 Uhr, lesen Hermann L. Gremliza und Horst Tomayer in der Bunt Buchhandlung, Ehrenstraße 86, 50672 Köln. - Am 19. Mai liest Horst Tomayer im Bunker Ulmenwall, Kreuzstraße Nr. Null, Bielefeld.

Bibliographischer Nachtrag zu den von Joachim Rohloff auf S. 32 vorgestellten Biographien über Alice Schwarzer: *Alice Schwarzer Eine kritische Biografie* von Bascha Mika im Rowohlt Verlag, Hamburg 1998, 256 Seiten, 39,80 Mark; *Das bewegte Leben der Alice Schwarzer. Die Biographie* von Anna Dünnebier und Gert v. Paczenzky bei Kiepenheuer & Witsch, Köln 1998, 272 Seiten, 39,80 Mark.

Konkret 05/98, S. 6

an Konkret

Falsch gerechnet

KONKRET 3/98: Kunst & Gewerbe von Jürgen Roth

1. Ihr Historiker Jürgen Roth schreibt: »Obendrein hätte sich Paul C. Martin, ebenda zuständiger Superhermeneut, durchaus bis zum Jahr 2022 Zeit nehmen können, schließlich wären Marx und Engels dann seit 150 Jahren deutschsprachig auf der Welt.«

Natürlich ist das falsch. Auch die erste, 1848 veröffentlichte Ausgabe des *Manifests der Kommunistischen Partei,* auf die Herr Roth sich bezieht, erschien auf Deutsch und nicht, wie er offensichtlich annimmt, auf Englisch. Richtig ist, daß Marx und Engels 1872 ein Vorwort zu einer deutschen Ausgabe schrieben, aber das war eben schon die zweite Auflage. Zwischen der ersten von 1848 und dieser zweiten von 1872 sind übrigens noch andere deutschsprachige Versionen des *Manifests der Kommunistischen Partei* erschienen, allerdings waren sie nicht autorisiert. Damit wollen wir Ihren Historiker aber lieber gar nicht behelligen, er wird Ihnen sonst noch ganz nervös.

2. Es gibt ja ohnehin so viel Neues für ihn zu erfahren. Ebenda (S.44) spricht er von »der zweiundsiebzigjährigen Wiederkehr der weltbewegenden Schrift *Sein und Zeit* von Martin Heidegger«.

1998 minus 72 = 1926. Das Buch *Sein und Zeit* erschien aber erst 1927.

Georg Fülberth

Marburg

Links entwickelt

KONKRET 4/98: »Wir-Gefühl im Vakuum« von Georg Fülberth

Fülberth sagt es kurz und knapp - die autonomen Bürgerkinder haben es 1982 versäumt, sich mit dem Proletarier Fülberth gegen den Sozialabbau zu verbünden. Dagegen hat ihnen die nationale Euphorie 1989/90 ebensowenig geschadet wie die Besetzung gewaltsamer Aktionsformen von rechts oder die Hatz auf Asylbewerber, Punks und »Bimbophile«. - Schon vergessen sind die Zeiten, als die Autonomen zu Lieblingen der linken Presse avancierten, weil sie (anders als die linksintellektuelle Leserschaft, an die sich KONKRET verkauft) den Versuch unternahmen, die Pogrome von Hoyerswerda, Rostock und Quedlinburg zu unterbinden. Und richtig so! Denn ist ihnen nicht wiederum der Schulterschluß mit der Arbeiterklasse mißlungen, so daß den so Vernachlässigten gar nichts anderes übrigblieb, als sich zum »Happi Happi bei Appi« zu treffen und den rechten Mordbrennern zuzujubeln? Fülberth bringt es auf den Punkt. Wären die Autonomen wenigstens bei der Jungen Union gelandet, hätten sie sich mit den Hinterbliebenen des Deutschen Kommunismus nach links entwickeln und in den flüchtlingsfreien Vororten die Eigentumsfrage stellen können.

Andreas Heinz

Berlin

Kleines Kreuz

KONKRET 4/98: »Wir haben keine Wahl« von Hermann L. Gremliza

Gut, daß es den Hermann Gremliza gibt. So erfahre ich gerade noch rechtzeitig vor dem 27. September, daß Wahlen sowieso nichts ändern (Donnerwetter!) und jede mögliche Koalition das größere Übel ist. Halt, nicht ganz: Kohl stehe als Vertreter der alten Republik (die er notabene 16 Jahre lang kräftig demolieren half) gegen Schröder als Inkarnation des »neuen«, noch enthemmteren Deutschland. Heißt das etwa, ich sollte vielleicht doch Kohl ... ? Nein, so war's auch nicht gemeint - alle Parteien werden vom Meister in den Staub getreten, und nur ein Leipziger Radfahrer findet Gnade vor den Augen des Herrn.

Bin ich also Opfer meiner Gefühle, wenn ich einen Rest Sympathie für den Verein empfinde, dessen Fraktionsvorsitzender vor Jahren schon vom »Spiegel« in bester antisemitischer Tradition per Titelbild als jüdischer Draht- und Strippenzieher entlarvt wurde? Gysi als Stachel im Arsch von Kohl/Schäuble/Schröder, ein paar ungehörige Zwischentöne im Chor der Konformisten - ist das nicht Grund genug für ein kleines Kreuz?

Hadi Geiser

Hojheim/Taunus

Permanente Verkürzung

KONKRET 4/98: »Deutschland, ein Osterspaziergang« von Rayk Wieland

Es war zu befürchten, daß irgendwann diejenigen, denen der Sinn nach Journalismus steht, versuchen würden, Christoph Schlingensief und seine »Produkte« zu interpretieren und einzuordnen. Das muß gnadenlos schiefgehen. Darum also mein Beitrag: Schlingensief artikuliert, daß die Wahl auf Barbarei gefallen ist. Dies ist aber im Rahmen öffentlicher Kommunikation (Medien) das Unartikulierbare, weil eben diese medial vermittelte Kommunikation durch ihre permanente Verkürzung und die Relativierung jeglicher Aussage durch Beliebigkeit zur Verblödung und somit zur Barbarei beiträgt. Schlingensief überschreitet durch seinen phantasievollen Aktionismus die medial gesetzten Grenzen und findet auf diese Art und Weise eine Ausdrucksform, in der ich mich z. B. durchaus wiedererkenne. Zugleich stößt er aber natürlich an eben diese Grenzen, weil er für unvorbelastete Ferngucker wegen eines gewissen Trash-Charakters gerade »hip« erscheint. Aber keine Sorge: Die derzeit gewährte Öffentlichkeit wird ihm früh genug wieder entzogen werden, denn irgendwann wird man, spürend, daß wahrscheinlich mehr als Trash dahintersteckt, genervt nach dem Sinn fragen und sich ob der notwendig unbefriedigenden Antwort (siehe oben) abwenden.

Martin Reents

Dortmund

Vollkommen fremd

KONKRET 10/97 und 3/98: Stalinismus-Debatte

Mit Interesse habe ich die beiden Aufsätze von Klaus Gietinger (10/97) und Daniel Dockerill (3/98) zur bei euch geführten Stalinismus-Debatte gelesen. Ich stimme in nahezu allem eher Daniel Dockerill zu. Es ist methodisch schlüssig und inhaltlich zutreffend begründet. Nur an einem Punkt zweifle ich, daß Daniel Dockerill die Motive Klaus Gietingers richtig einschätzt. »Die romantisch verbrämte Idee eines aparten Bauernsozialismus, mit der heute nachträglich die Verantwortung des Westens für das Schicksal der Revolution im Osten aus der Welt komplimentiert wird, war ihr (Rosa Luxemburg) selbstverständlich vollkommen fremd, weshalb Herr G. auch sie nicht recht leiden kann.« Als ich das Buch *Eine Leiche im Landwehrkanal - Die Ermordung der Rosa L.* (Verlag 1900 Berlin) las, hatte ich nicht den Eindruck, daß Klaus Gietinger Rosa Luxemburg »nicht recht leiden kann«. Auch verfällt Daniel Dockerill zum Ende seines Aufsatzes in den gleichen methodischen Fehler wie der von ihm zum »Exempel« erklärte Klaus Gietinger. An dem Punkt, an dem der Arbeiterklasse Rußlands und Westeuropas Opportunismus und Rosa Luxemburg »die geheime Ahnung ... vom drohenden künftigen Versagen beim noch ausstehenden eigenen Beitrag zur gemeinsamen revolutionären Sache« unterstellt wird, versetzt er sich in die Position des Bewertenden und unterläßt die Erklärung des Opportunismus zugunsten der eigenen Polemik. Eigentlich hat dieser aufschlußreiche und schlüssige Aufsatz solche Dummheiten und Gehässigkeiten nicht nötig.

Udo Schneider

Mühlheim/Ruhr

Trotzdem wacker

KONKRET 4/98: Tomayers ehrliches Tagebuch - »So nicht, Katze!«

So wie ihr unbefellten Zweibeiner das Maul aufsperren müßt, um Schweinsbraten und Köpi hineinzuschütten, so geht durch unseren Katzenleib der Ruck, hüpft uns die Dohle vor die Kralle! Nicht anders haben wir's von unseren Ahnen mitbekommen, die, zum Pharaonenkuscheltier degradiert, trotzdem wacker der Papyrusratte auflauerten.

Nein! So nicht, Tomayer! Sollte sich Deine aggressionsgeladene Pappkalaschnikow noch einmal gegen unsere, konspirativ im Unterholze agierenden, samtfüßigen GenossInnen richten, so verdonnern wir Dich zu 6 Monaten Zwangsarbeit in der Innereien/Augen/Mageninhalt-Abteilung der Jelly-Häppchen-Abdeckerei Whiskas-Werke-Nord!

Keinen Fußbreit den ballernden Amselleibgardisten! Mit revolutionären Grüßen: Die Roten Katzomolzen!

Koala Kolaczinski

Kiel

Klasse für sich

KONKRET 4/98: »Jetztzeit« von Peter Hacks

Das Gedicht von P. Hacks bewirkt, daß ich mich überhaupt mit dem übrigen Hacks befassen werde - es ist eine Klasse für sich.

G. *Rehn*

Chemnitz

Konkret 05/98, S. 9

Hermann L. Gremliza

I believe in yersterday

Nach dem Zusammenbruch der kommunistischen Scheinalternative werden nun, und das ist begrüßenswert, viele regionale Konflikte auf der Welt beigelegt.

Leitartikel der »Tageszeitung«, 1991

Das Versprechen der Politik zu Zeiten des Ost-West-Gegensatzes war es, die großen existentiellen Probleme wie Krieg, Hunger Massenarmut oder Umweltverschmutzung zu lösen, wenn nur erst einmal Abschreckungssystem und Nuklearkriegsgefahr überwunden wären. Doch keine der hochgesteckten Erwartungen hat sich wirklich erfüllt.

Dieter S. Lutz, Friedensforscher, 1998

Vorzuführen, wie ein deutscher Alternativdenker sich vor der Geschichte blamiert hat, wäre den Platz nicht wert, hätten nicht alle gedacht wie er, auch der Dieter S. Lutz, der hinterher besser weiß, wie es gekommen ist, aber nicht warum.

Ob der Friedensforscher, was da geschehen ist, verstünde, wenn sein Job es ihm erlaubte, kann ich nicht sagen. Jedenfalls tut er seine Pflicht und sucht die Erklärungen dort, wo er sie finden soll - in der Ökologie. Ein Biologe namens Otto Kraus habe gesagt: »Wer sich auf freier Wildbahn in Kleingruppen seinen in gleicher Weise organisierten Nachbarn gegenüber zu behaupten hat, also in territorialer Konkurrenz ums Überleben kämpft, würde unverzüglich scheitern, wenn er sich an der Bergpredigt orientierte.« Doch wo der Naturwissenschaftler noch eine Ahnung von Gesellschaft verrät, versteht der Politolog nur noch Natur: »Die Entwicklungsgeschichte der Menschen zeigt, daß sie offenbar nicht in Frieden zusammenleben können.« Erste Stunde Bio, zweite Stunde Physik. Lutz weiter:

Eine wirklich schlüssige und befriedigende und zugleich umfassende Antwort kann in der Frage der Friedensfähigkeit der Menschen finden, wer die Gesetze der Physik berücksichtigt. Gemeint ist als Ausgangspunkt weiterer Überlegungen der Zweite Hauptsatz der Thermodynamik. Ihm zufolge ist es ein absolutes Muß, daß in einem geschlossenen System die Unordnung (oder Entropie) zunimmt.

Dritte Stunde Mathe: Der Friedensforscher rechnet vor, Deutschland habe »seit dem Zerfall Jugoslawiens« zwanzig Milliarden Mark für »Hilfe sowie militärstrategische Maßnahmen« aufgewendet. Was, fragt er, »hätte mit dieser gewaltigen Summe - vorbeugend und verhütend eingesetzt - nicht Segensreiches bewirkt werden können!« Die Frage, wieso ein Staat, der den Hinterbliebenen eines ermordeten Juden in fünfzig Jahren keine sechshundert Mark zahlen wollte, in fünf Jahren zwanzig Milliarden aus Nächstenliebe spendiert haben sollte, stellt sich der Forscher nicht - die Antwort, daß das Geld, das »seit dem Zerfall« gezahlt wurde, »für den Zerfall« Jugoslawiens aufgewendet worden ist, könnte er sich nicht leisten. Und außerdem, sagt ein von Lutz im Unverstand apportiertes Zitat des Freiburger Biologen Bernhard Hassenstein, scheue »der Mensch vor einem Gedanken zurück, der ihn, wenn er ihn dächte, vor eine Situation stellte, der er sich nicht gewachsen fühlt«.

Hassensteins Mensch ist aber nicht der Mensch als solcher, sondern der Mensch als Sozialforscher, und auch das nur, solange er nicht Eric Hobsbawm heißt, weil sonst die Jahre der »Scheinalternative« zwischen 1945 und den Siebzigern als »das Goldene Zeitalter« verstanden würden, und das ist ausgerechriet jene Epoche, auf die des neuen Deutschland Denker mit besonderem Haß zurückblicken. Hobsbawms »Goldenes Zeitalter« nämlich waren die Jahre Maos, Titos, Castros, Breshnews und Ho Chi Minhs, auch die Zeiten Walter Ulbrichts, dessen DDR die Welt ein für allemal vom Alptraum Deutschland schien befreien zu können.

Ein Zeichen für den Anfang vom Ende dieser Epoche hatte der Bundestag gesetzt, als er einstimmig die Hilfe der Roten Armee für die afghanische Regierung als völker- und menschenrechtswidrigen Überfall verurteilte. Als Afghanistan mit deutscher Hilfe von den Roten befreit und in eine islamistische Hölle verwandelt worden war, wurde offenbar, wie weit an ihrem Gesäß vorbei die Menschenrechte den Abgeordneten gehen. Der Fall war nicht einmal mehr ein Fall für zwei von ihnen.

Der 9. November 1989, an dem die Mauer sich öffnete und der Leitartikel ein Zeitalter ewigen Friedens, der Freiheit und des Wohlstands einläutete, war ein schwarzer Tag in der Geschichte der Menschenrechte, soweit sie in anderem bestanden als dem Recht auf Erwerb, Besitz und Mehrung von Zahlungsmitteln der Deutschen Bundesbank und dem unzensierten Vortrag zu Gitarrenbegleitung. Das Menschenrecht auf Frieden, Leben, ausreichende Nahrung, ärztliche Hilfe und Bildung ist seitdem ein paar hundert Millionen Menschen abhanden gekommen. Nur eingefleischte Mitglieder des deutschen

Geisteslebens können zweifeln, was herauskäme, wenn eine Fee die Weltbevölkerung vor die märchenhafte Wahl stellte, die Zeit um zwei Jahrzehnte zurückzudrehen.

Die neue Weltordnung: Titos Jugoslawien, vom Vorsitzenden der Jungsozialisten, Karsten Voigt, anno '71 als Modell besungen, ist ein blutiger Klumpatsch. Keiner weiß genau oder will noch wissen, wieviele Millionen Russen seit zwei Jahren vergebens auf wieviele Milliarden Rubel Löhne warten. Die Dritte Welt ist reicher geworden, gewiß: um das Gebiet der ehemaligen Sowjetunion und der meisten ihrer Verbündeten. Auch wo es zunächst besser zu gehen schien, geht es schlechter, jetzt auch im Lande des »Dichterpräsidenten«: »Die Wirtschaft auf Talfahrt, zehn Prozent Inflation, immer mehr Arbeitslose - das tschechische Modell ist am Ende«, schreibt Havels deutsches Hausblatt »Spiegel«. Und den Leuten in Prag geht es Gold, verglichen mit den Georgiern, Armeniern, Ukrainern, deren Lebensmittel auf die Hälfte bis ein Drittel der Vorwendezeit reduziert sind.

Sie feierten noch ihre neue Freiheit, »Burda Moden« endlich auf russisch oder ukrainisch lesen zu können, da waren sie ihres gesamten Volkseigentums schon enteignet. Es sei da nichts gewesen? Wer dann zahlte den Lohn, den Arzt, die Schule, die Universität, den Trainer, das Auto, die Müllabfuhr? Ausländische Kreditgeber? Aber die Schulden der Sowjetunion machten nicht ein Zehntel derer der USA aus. Und war Alfred Herrhausen, der Vorstandsvorsitzende der Deutschen Bank, irre geworden, als er den Wert des DDR-Volkseigentums auf 600 Milliarden DM bezifferte? Birgit Breuel, seine Nachfolgerin bei der Treuhand, mußte den Wert wenig später auf minus 600 Milliarden korrigieren. Wo sind die 1,2 Billionen geblieben?

Je katastrophischer die Entwicklung der gewendeten Welt erscheint, um so hermetischer muß jener einzige Ausweg verschlossen werden, an dem sich eine Hälfte der Menschheit einmal - nicht ohne jeden, aber ohne bleibenden Erfolg - versucht hatte. Sozialismus, Kommunismus muß das Verbrechen aller Geschichte sein, auch wenn ganz unübersehbar ist, daß in der Zeit nach Stalin die DDR und die meisten anderen - Staaten des Warschauer Vertrags auf eine Art regiert wurden, die mit autoritär-sozialdemokratisch besser beschrieben ist als mit terroristisch oder totalitär.

Wären 1990, als die Gefängnisse der DDR sich öffneten, Kolonnen politische Gefangener, ausgehungerte, verkrüppelte Gestalten vor die Kameras geströmt, wäre alles gesagt gewesen. Es strömte aber keiner, und je weniger Tote und Gefolterte sich (außerhalb des Tatorts Grenze) finden ließen, desto größere Aufgaben stellten sich den Aufarbeiterkolonnen. Die politische Kriminalisierung der DDR wurde zur größten Arbeitsbeschaffungsmaßnahme für deutsche Intellektuelle seit Erfindung des Alphabets. Mitunter konnte sogar der »Spiegel« sich sanften Spott nicht ganz verkneifen, etwa über die jüngst vom Bundestag (wie immer in diesen Fragen: mit allen Fraktionen) beschlossene xte Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur: »Auf die Stiftung ... hoffen vor allem jene Bürgerbewegte aus den Wendetagen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, die Erinnerung an 40 Jahre real existierenden Sozialismus in Deutschland wachzuhalten. Anfangs noch mit ABM-Mitteln und -Stellen versorgt, stehen die meisten Aufarbeitungsvereine vor dem Aus.«

Lange kann es nicht mehr dauern, bis ABM nur noch als Abkürzung für Aufarbeitungsmaßnahme verstanden wird, die aber mit den älteren Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen das Schicksal teilt, daß ihre Produkte nur auf dem nationalen Markt nachgefragt werden. Warum also mit dem Zeug nicht verfahren wie der Weltmarkt: net amol ignorieren? Warum nicht fort mit Schaden? Weil die Linke nichts so sehr braucht wie das, was Michael Scharang ihr im Dezember 1989 verschrieben hat: »Ein bißchen Intelligenz, ein bißchen Charakter, mehr braucht sie vorderhand nicht.«

Konkret 05/98, S. 10

Herrschaftszeiten

Kleine Welt

Pedro Bianchi, Anwalt des mutmaßlichen Reemtsma-Entführers Thomas Drach, früherer Anwalt und heutiger Freund des NS-Verbrechers Erich Priebke, hat seinem Mandanten beim ersten Besuch im Gefängnis ein Buch mitgebracht: die Erinnerungen des Wilfried von Oven. Von Oven, SS-Offizier und Pressesprecher des Propagandaministers Joseph Goebbels, war 1950 nach Argentinien »umgezogen«. Zur Deckung trug er einen von »Spiegel«-Herausgeber Rudolf Augstein unterzeichneten Presseausweis bei sich.

Demokratie

Die Heldinnen und Helden der Heldenstadt Leipzig hatten ihren Oberhelden zu wählen. 50 Prozent blieben der Wahl fern - sie haben schon verstanden. Die andere Hälfte bedachte den vormaligen DDR-Bürgerrechtler und heutigen Geschäftsführer der grünen Bundestagsfraktion, Werner Schulz, mit 8,1 Prozent ihrer Stimmen. Lothar Tippach, der Kandidat der »SED-Nachfolgepartei« PDS bekam mehr als dreimal so viele: 25,3 Prozent. (Falls es wen interessiert: SPD 40,1 Prozent, CDU 20,3 Prozent, FDP und Neues Forum je 1,5 Prozent.)

Mut zur Erziehung

Deutschlands Außenminister Klaus Kinkel, der es als Absicht seiner Politik bezeichnet hatte, »die Serben in die Knie (zu) zwingen«, hat von der Uno eine Resolution verlangt, »die es ermöglicht, Saddam Hussein auf die Finger zu hauen«.
Künftige Ziele

deutscher Diplomatie: den Türken das Fell gerben, den Libyern eine Abreibung verpassen, den Italienern die Hosen stramm- und den Algeriern die Ohren langziehen.

Mut zur Geschichte

Die gründliche Zivilisierung der deutschen Gesellschaft (A. Vollmer) drückt sich in der feierlichen Art aus, in der die Springer-Presse den 30. Jahrestag des Attentats auf Rudi Dutschke begeht:

Es war eine Zeit, in der noch klare Feindbilder die Politik beherrschten. Da gab es Zeitungsstimmen, die ihn zu den »Feinden der Demokratie« zählten. Manche Bürger nahmen das wörtlich. Bei einer Demonstration der » Wahren Berliner« ging die Menge auf einen Mann los, den sie für Dutschke hielt, und schlug ihn zusammen.

Auch der rechtsradikale Attentäter Bachmann sagte, er sei von dieser Stimmung beeinflußt worden.

Bachmann hatte nichts von dieser »Stimmung« gesagt, sondern bloß, daß er seine Kenntnis von Dutschke aus der »Bild«Zeitung hatte. Die »Zeitungsstimmen« aber waren die der »Berliner Morgenpost« (Springer), der »BZ« (Springer) und eben die der »Bild«-Zeitung (Springer), die als Sprecher der »wahren Berliner« den Dutschke weniger zu den »Feinden der Demokratie« gezählt hatten als zu den »Chaoten« und »langbehaarten Affen«, mit deren »Spuk« endlich »Schluß gemacht« werden müsse. Weshalb Berlins Studenten keine weitere Anweisung brauchten, wo sie am Tag nach den Schüssen ihren Protest abzugeben hatten: vor dem Verlagshaus Axel Springer in der Kochstraße, mit Mollys auf den Fuhrpark, Blockade der Zeitungsauslieferung und dem Sprechchor »Springer Mörder! « Die 198 Zeilen aber, mit denen der Redakteur Carsten Lilge in Springers »Hamburger Abendblatt« den 3 0. Jahrestag des Attentats beging, waren für die Erwähnung des Namens Springer zu knapp.

Marktwirtschaft

Auktionshäuser in Berlin, München und Bad Oldesloe haben sich auf den Handel mit KZ-Häftlingskleidung, Judensternen und weiteren Utensilien aus Konzentrationslagern spezialisiert. Während die Lübecker Staatsanwaltschaft noch gegen das Hanseatische Auktionshaus in Bad Oldesloe ermittelt (es bestehe der Anfangsverdacht der Verunglimpfung Verstorbener), hat die Berliner Staatsanwaltschaft Ermittlungen mit der Erklärung abgelehnt, daß der Handel mit KZ-Kleidung strafrechtlich nicht zu fassen sei.

All the news

Irgendwann steht alles irgendwie irgendwo, sogar die Wahrheit. Nachdem die deutschen Medien ihre jüngste Propagandaschlacht gegen die »schwerbewaffneten serbischen Polizeieinheiten«, die ohne erkennbaren Grund im Kosovo friedliche Albaner, und zwar vor allem »Frauen und Kinder«, ermordet haben, siegreich geschlagen hatten, erschienen irgendwo diese Sätze:

Die Region Drenica, westlich der Provinzhauptstadt Prishtina, galt bis zu dem Großeinsatz der serbischen Polizei als Hochburg einer »Befreiungsarmee von Kosova« (UCK). Die UCK hat sich dem bewaffneten Kampf für die Unabhängigkeit des Kosovo von Serbien verschrieben.

Irgendwo - das war die Wochenend-Beilage der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« vom 2 8. März. In derselben Ausgabe war im Politik-Teil auf Seite 12 zu lesen:

Nichts tun die Westmächte auf dem Kosovo. Als westliche Politiker den angeblichen Abzug der serbischen Kampfverbände vom Kosovo begrüßten, schossen diese Verbände weitere albanische Ansiedlungen in Brand.

Warum? Weil dort, in der Region Drenica, eine bewaffnete Befreiungsarmee ihre Hochburg hatte? Die UCK wird vom Autor, dem für Deutsch-Südosteuropa zuständigen Herausgeber Johann Georg Reißmüller, mit keinem Wort erwähnt. Warum also schossen die Serben Ansiedlungen in Brand? Weil er nun mal so ist, der Serbe.

Schmäh, links (Elmar)

Bis heute ist vielen Deutschen noch nicht klar. daß die Nato-Mitgliedschaft der Bundesrepublik aus der Sicht der siegreichen Westmächte zwei entscheidenden Zielen diente: Zunächst sollte Westdeutschland unter enge Kontrolle gebracht werden; dies - und nur dies - war das Interesse der westlichen Nachbarn. Keine Nationalarmee kein deutscher Generalstab, keine Gedanken an Neutralismus.

Das schrieb der Bewerber 1989 im »Spiegel«. In einem Interview mit der deutschnationalen Kampfschrift »Europa vorn« (Titelgeschichte »Ja zu Deutschland! «)erklärte er 1990, »das ständige Verleugnen der eigenen Interessen (Deutschlands in der Nato) und ein zuwachsendes Zurückstecken dessen, was für das eigene Interesse richtig ist«, sei »nicht akzeptabel«. 1998 wurde der Admiral a. D. Elmar Schmähling von Gregor Gysi, Lothar Bisky, André Brie und Dietmar Bartsch, dem inoffiziellen Politbüro der PDS, als Direktkandidat der Partei des Demokratischen Sozialismus für den Bundestag ausgesucht. Nicht trotzdem. Deswegen.

Notizen aus der Hängematte

Von den 4,8 Millionen offiziell registrierten Arbeitslosen erhalten 1,9 Millionen Arbeitslosengeld (durchschnittlich 1.384 Mark) und 1,4 Millionen Arbeitslosenhilfe (durchschnittlich 935 Mark). Die restlichen 1,5 Millionen leben von Sozialhilfe oder auf Kosten ihrer Familie.

Pardon

Weil Wilhelm 11. in den deutschen Kolonialkriegen kein Pardon gegeben hat, will sein später Nachfolger Roman Herzog nicht um Pardon bitten. Befragt nach den Verbrechen deutscher Südafrika-Politik zwischen Lettow-Vorbeck und Hanns-Seidel-Stiftung, sagte der Präsident, Deutschland habe zwar Fehler begangen und in den Jahren der Apartheid nicht »immer auf der richtigen Seite gestanden«. Er halte aber wenig davon, sich immer zu entschuldigen. Die deutsche Vergangenheit habe er nie geleugnet, es müßten aber »neue Worte gefunden werden«. Wie wär's mit: War doch nicht so gemeint, liebe Neger?

Dreisatz

Jeder siebente Deutsche ab 18 Jahren hat zum Teil erhebliche Probleme im Umgang mit dem Alkohol. Aber nur jeder zehnte Deutsche ab 18 Jahren wählt die CSU. Wen wählen die andern?

Juden und Junker

In der Debatte des sächsischen Landtags zur Bodenreform in der Sowjetischen Zone lieferte der CDU-Abgeordnete Volker Schimpff einen Beitrag zur Totalitarismus-Debatte: »Das war keine Bodenreform, das war Klassenmord, so wie wenige Jahre vorher die Nationalsozialisten Rassenmord begangen haben.«

Sachsens Justizminister Heitmann stimmte seinem Parteifreund ausdrücklich zu: »Alteigentümer.. sind deportiert worden wie vorher die Juden. Freilich sind sie nicht in die Gaskammern getrieben worden.« Ein zu kleiner Unterschied, um den Holocaust nicht auch als eine Art Bodenreform verstehen zu können.

Emanzipation

Die Selbstmordrate bei schwarzen Jugendlichen zwischen 10 und 19 Jahren in den USA hat sich von 1980 bis 1995 mehr als verdoppelt - auf zuletzt mehr als 3.000 Fälle pro Jahr.

Aufopfertäter

20.000 Westdeutsche hätten als Inoffizielle Mitarbeiter für die Staatssicherheit der DDR gearbeitet, erklärte der Stasi-Beauftragte Joachim Gauck. Der Anteil derer, die das ohne finanzielle Interessen gemacht hätten, sei erstaunlich hoch. Gauck hätte das nie getan.

Verräter

Sehr geehrter Herr Gremliza,

Fortschritt im Sakko, Innovation im Anzug - es ist reichlich Bewegung in die Entwicklung gekommen. START UP nennen wir deshalb unser aktuelles Journal. Ein neues Konzept zusätzlich: YOUNG BUSINESS.

Absender ist aber nicht der Parteivorstand der SPD, sondern der »Herrenausstatter Braun Hamburg«. Der Einzelhandel läuft zum Feind über.

Je mehr die Deutschen von Großbritannien besitzen, desto weniger wahrscheinlich wird es, daß sie Bomben auf uns werfen

---

Die »Sun« über den Verkauf von Rolls Royce an eine deutsche Firma

Wer hier Recht bricht, hat sein Bleiberecht verwirkt und muß abgeschoben werden

Peter Hintze, Pastor

Wir haben die deutsche Stabilitätskultur in Europa durchgesetzt

---

Peter Hintze, Generalsekretär der CDU

Konkret 05/98, S. 12

Jürgen Elsässer

Der große Sprung

Die israelischen Kibbuzim kämpfen um ihre Existenz. Auch wenn die Zukunft ungewiß ist: Ihre bisherigen Leistungen sind beeindruckend

Wenn in einigen tausend Jahren die Archäologen der nächsten Zivilisation nach den Ursachen des Untergangs der sozialistischen Welt forschen werden, so werden sie vor ähnlich großen Rätseln stehen wie unsere Geschichtswissenschaftler angesichts des Untergangs der Etrusker. Beim Entziffern vermoderter Zeitungsartikel oder der Rekonstruktion fossiler Festplatten und Disketten werden sie sich u. a. den Kopf darüber zerbrechen, wie Kommunisten zu Gegnern der Zionisten werden konnten, nachdem sie in den Ghettos von Polen und den Wäldern von Weißrußland noch gemeinsam gegen Hitler gekämpft hatten. Noch rätselhafter wird den post-industriellen Schriftgelehrten die Fortsetzung dieser Feindschaft durch die radikal-linken Stämme des 68er-Neolithikums erscheinen: War nicht all das, wofür die jungen Wilden in Abgrenzung zur realsozialistischen Gerontokratie stritten, in den israelischen Kibbuzim verwirklicht? Alle vermeintlichen Nebenwidersprüche, deren Lösung die bürokratische Priesterschaft des Ostens bis ins Jenseits vertagt hatte, waren dort von Anfang an angepackt worden. Das Motto »Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen«, selbst von Marx erst für die entwickelte kommunistische Gesellschaft vorgesehen, galt hic et nunc. Die anfallenden Arbeiten wurden gleichmäßig und im Wechsel verteilt, so daß sich Fähigkeiten und Kenntnisse allseitig entwickeln konnten und die Herausbildung einer Führungskaste verhindert wurde. Die Hausknechtschaft der Frau wurde beseitigt, alle Reproduktionsarbeiten durch gemeinschaftliche Dienste erledigt. Sämtliche Entscheidungen über das Was und Wie der Produktion traf das Kollektiv in regelmäßigen Vollversammlungen, dort wurden auch alle Leitungspositionen durch Wahl ständig neu besetzt. Der Nachteil, daß die Kibbuzim als kommunistische Inseln in einem kapitalistischen Milieu nicht von den Einflüssen des Wertgesetzes abgeschottet werden konnten, wurde durch den Verzicht auf Tauschwerte im Innern der Gemeinschaft wettgemacht: Abgeschafft waren nicht nur das Privateigentum an Produktionsmitteln sowie Grund- und Wohnbesitz, sondern auch das Privateigentum an Konsumtionsmitteln und das Geld. Jeder erhielt von der vorhandenen Nahrung und Kleidung, was er brauchte, ein Zimmer oder Häuschen wurde zugeteilt, alle genossen Erziehung und Kultur. Last not least wurde neben Marx auch Freud berücksichtigt und dem Ödipus-Komplex der Kampf angesagt: Die Kinder wuchsen in speziellen Kinderhäusern auf, wo sie von Fachpersonal Kenntnisse in sozialem Verhalten und berufliches Wissen erwarben - die Eltern selbst waren nicht für Erziehung und Disziplinierung, sondern nur für emotionale Zuwendung zuständig.

Die neue Linke feierte die zeitweise Verwirklichung dieser Ideale durchaus - aber ihre naive Begeisterung richtete sich nicht auf das relativ nahe Israel, sondern auf die Volksrepublik China. »Lernt von der Kommune Datschai« hieß etwa eine der bekanntesten Kampagnen, mit der Maos Viererbande auch in westdeutschen Wohngemeinschaften Erfolg hatte. Doch kulturrevolutionäre Errungenschaften hätte man zur selben Zeit beispielsweise auch im Kibbuz Hasorea studieren können, und dort waren sie sogar ohne die Rigidität und Gewalt Wirklichkeit geworden, mit der die Roten Garden ihr »dreifaches Brechen« gegenüber Andersdenkenden praktizierten. Doch die Kibbuzim wurden, ganz im Unterschied zu den Volkskommunen, von den 68er-Linken ignoriert oder sogar geschmäht. Die Gründe dafür haben sie nicht aufgeschrieben (deswegen werden es die künftigen Archäologen schwer haben), sondern sie sind ihnen von anderen aus dem kollektiven Unbewußten herausgelesen worden: weil die Kibbuzim, wie der gesamte Staat Israel, zum großen Teil von Menschen aufgebaut worden waren, die der Mordlust der Väter der 68er gerade noch entkommen waren. Das sozialistische Ideal mußte, damit es die Verdrängung der familiären Vergangenheit nicht störte, fernab von diesem Zusammenhang konstruiert werden - am anderen Ende der Welt.

Selbstverständlich hatten die Kibbuzim von Anfang an auch einige unangenehme Seiten mit anderen sozialistischen Modellen gemeinsam: die Ontologie der Arbeit, in den ersten Jahren und Jahrzehnten bis zur »Ideologie der Plackerei« gesteigert (so die Klage von Hayah Israeli, die 1917 die erste Mutter im Kibbuz wurde), und die Verbindung von Sozialismus und Nationalismus. So könnte man die Kibbuzim in ihrer Frühphase für eine jüdische Variante des Bolschewismus - nationale Selbstbestimmung, ausgehend von einer »Arbeiter-und Bauern-Einheit« - halten, hätten nicht die Bolschewiki selbst dieses ansonsten weltweit propagierte Modell ausgerechnet für die jüdische Nationenbildung nicht vorgesehen: Die Juden hatten sich auch nach ihrer Vorstellung gefälligst zu assimilieren. Deshalb mußten die Kibbuznik ihre theoretischen Inspirationen eher in der nicht-kommunistischen (»kleinbürgerlichen«) Linken suchen, etwa in den Romanen von Tolstoj und Tschernyschewski (»Was tun?«), später in den Schriften von Martin Buber (»Pfade in Utopia«) und Ber Borkhov (»Der Klassenkampf und die nationale Frage«). Der erste Kibbuz »Degania« entstand 1909, bis 1916 bildeten sich vier weitere, 1928 sind es bereits 28. Nach dem Ende der türkischen Herrschaft 1918 schwoll die jüdische Einwanderung (»Alijah«) an, linkszionistische Organisationen in Mittel- und vor allem Osteuropa warben unter den Emigranten gezielt für das neue Siedlungsmodell. Insbesondere die »Poale Zion« und der »Hashomer Hatzair« spielten dabei eine bedeutende Rolle: Beide Parteien hatten im zaristischen Rußland mehrere zehntausend Mitglieder gehabt und

sich von dort weiter ausgebreitet. Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges siedeln viele ihrer Genossen nach Palästina über und gründen Kibbuzim. »Poale Zion« ist außerdem maßgeblich an der Gründung des Gewerkschaftsverbandes Histradut (1920) und der Haganah-Miliz (ebenfalls 1920) beteiligt und transformiert sich 1929/30 in die sozialdemokratische Mapai, einen Vorläufer der heutigen Arbeitspartei. Aus »Hashomer Hatzair« geht die linkssozialistische Partei »Mapam« (ab 1948) hervor, die sich vor wenigen Jahren in das Bürgerechtsbündnis »Meretz« aufgelöst hat. Da aus der Haganah später die israelische Armee wird und die Mapai von der Staatsgründung bis 1976 ununterbrochen in der Regierungsverantwortung steht, haben Kibbuznik in dieser Zeit einen überproportional hohen Anteil an politischen und militärischen Führungspositionen inne. »Der Kibbuz war das Flaggschiff des Staates Israel«, urteilt der israelische Schriftsteller Amos Oz im Rückblick.

Doch der Erfolg der ersten Jahrzehnte verdeckte, daß die Grundlagen des Kibbuz-Systems bereits erodierten. Bereits in den fünfziger Jahren wurde mit der Beschäftigung fremder Lohnarbeiter begonnen und damit ein Grundprinzip gebrochen. Dabei wollte man zunächst nur einer sozialen Verpflichtung entsprechen: Da sich nach der Staatsgründung innerhalb von wenigen Jahren die Bevölkerung des Landes verdoppelte und die Immigranten zunächst ohne Arbeit und Einkommen dastanden, forderte Ministerpräsident Ben Gurion den prosperierenden Kibbuz-Sektor dringend auf, für die arbeitslosen Landsleute Jobs zu schaffen. Was als Übergangsmaßnahme gedacht war, verfestigte sich mit dem technischen Fortschritt: 1959 produzierte Israel zum ersten Mal agrarische Überschüsse, die Kibbuzim waren maßgeblich daran beteiligt. Das bedeutete gleichzeitig, daß die Absorptionsmöglichkeiten von lebendiger Arbeit an eine Grenze stoßen würden, wenn die Kibbuzim nur bei der Landwirtschaft blieben. Folglich begann man mit dem Aufbau einer eigenen Industrie, was aber in der Regel - anders als in der Landwirtschaft - erst ab einer Betriebsgröße rentabel war, die das Arbeitskräftepotential eines einzelnen Kibbuz überstieg. Die Folge: Es wurden noch mehr Lohnarbeiter eingestellt. Schon 1965 kamen 4.000 der 7.000 Industriebeschäftigten von außerhalb, ihnen gegenüber traten die Kibbuz-Kollektive als syndikalistischer Kapitalist auf Es spricht nun für die israelischen Genossen, daß sie die bourgeoise Dynamik dieser Entwicklung - obwohl sie den Finanzfonds der Siedlungen und damit letztlich auch die Konsummöglichkeiten jedes einzelnen vergrößerte - kritisierten. Seit Beginn der siebziger Jahre versuchte man gegenzusteuern und nahm zur Reduktion der Lohnarbeit sogar in Kauf, die größten Fabriken zu schließen. Im übrigen wurde versucht, durch technische Rationalisierung die Lohnarbeit überflüssig zu machen. Der »große Sprung nach vorn« gelang: Mitte der achtziger Jahre waren 60 Prozent der Produktionsroboter Israels in der Kibbuz-Industrie eingesetzt, die Arbeitsproduktivität war um die Hälfte höher als im israelischen Durchschnitt.

Die sozialistische Aufholjagd wurde, wie auch anderswo, durch den tiefgreifenden Umbruch in der Weltwirtschaft Mitte der achtziger Jahre gestoppt. Ähnlich wie in realsozialistischen Ländern war die moderne Technik nämlich auch von den Kibbuzim teilweise auf Kredit gekauft worden. Die Schuldenfalle schnappte zu, als im Gefolge der Reaganomics weltweit Kapital in die USA abfloß und von Ungarn über Polen bis eben Israel die Notenpresse in Gang gesetzt wurde. 1985 - die Inflation betrug 400 Prozent! - zog die Regierung die Notbremse und leitete einen scharfen Sparkurs ein: Die Kreditvergabe wurde restringiert, die Zinslast auf die bereits vergebenen Darlehen stieg steil an. Der Staat verweigerte in dieser Spitzkehre den gemeinwirtschaftlichen Wirtschaftssektoren jede Unterstützung, was ökonomisch nicht notwendig, aber politisch gewollt war. Ministerpräsident Begin hatte schon zuvor gegen die Kibbuz-Mitglieder als »Millionäre« polemisiert, die sich auf Kosten sozial Schwacher ein schönes Leben machten.

Angesichts von Liquiditätsschwierigkeiten müssen die Kibbuzim seit dieser Zeit bei der Anschaffung neuer Technik knausern. Billiger als neue Maschinen sind Vertragsarbeiter, die je nach Auftragslage auch wieder entlassen werden können - sie stellen heute 60 Prozent der Beschäftigten in der Kibbuz-Industrie, die ihrerseits wieder 60 Prozent der gesamten Kibbuz-Umsätze erwirtschaftet. Außerdem werden Lohnarbeiter im Hotel- und im Küchenbereich eingesetzt. Das Ergebnis ist deprimierend: Heute gibt es gerade noch zwei, drei Kibbuzim (unter anderem »Hazerim« im Negev und »Bar Arn« an der libanesischen Grenze), die diesen Bruch eines Grundprinzips nicht mitmachen. Umgekehrt ermutigt man die eigenen Leute, ihre Arbeitskraft in der Stadt zu verkaufen: Der Lohn muß dann im Kibbuz abgeliefert werden und vergrößert so den kollektiven Finanzfonds. Wo alle Sparmaßnahmen in der Produktion nichts nützen, gibt es Einschnitte in der Konsumtion: In 73 Kibbuzim muß für die früher kostenlosen Mahlzeiten heute gezahlt werden, in 82 wurde das Mittagessen ganz gestrichen. Zum Vergleich: Die Gesamtzahl der Kibbuzim beträgt 273.

Bei allem, was noch zu sagen sein wird, muß aber betont werden: Die Kibbuzim mit ihrem egalitären Ansatz widerstanden der monetaristischen Attacke weit besser als weniger radikale Formen des Gemeineigentums. So kontrollierten die Gewerkschaften Anfang der achtziger Jahre einen Wirtschaftssektor, in dem ein Viertel der israelischen Arbeiter beschäftigt war. Ähnlich wie der DGB - Stichwort Coop und Neue Heimat - stieß auch die Histradut diesen Besitz Zug um Zug ab. Heute ist nichts mehr davon übrig. Auch die Moschawim - landwirtschaftliche Kooperativen auf der Grundlage von privatem Grundbesitz - erlitten einen stärkeren Rückschlag als die Kibbuzim: Von 400 Anfang der achtziger Jahre haben gerade 100 überlebt. Die Kibbuzim mußten ihre großzügigen Expansionspläne zwar begraben - vor zehn Jahren hatte man noch mit einer Verdoppelung der Mitgliederzahlen bis zum Jahre 2000 gerechnet -, konnten aber wenigstes ihr Produktionsniveau halten. Bisher wurden noch keine Siedlungen aufgegeben, die Gesamtzahl der ständigen Bewohner liegt mit 130.000 nur 10.000 unter dem Level der achtziger Jahre. Diese 2,7 Prozent der israelischen Bevölkerung erwirtschaften

40 Prozent des israelischen Agrarproduktes, zehn Prozent der Tourismuseinnahmen und sieben Prozent der industriellen Erträge. Der Anteil an der gesamten israelischen Wertschöpfung (Bip) beträgt 7,7 Prozent, am Exportprodukt des Landes 8,6 Prozent.

War die Revision der ökonomischen Prinzipien vermutlich unvermeidlich, um überhaupt im härteren Konkurrenzkampf weiter bestehen zu können, so wären im institutionellen Überbau solche Änderungen nicht zwingend erforderlich gewesen - eigentlich. Aber nach der Erosion der egalitären Ökonomie hätte es wohl übermenschlicher Anstrengung bedurft, um die Egalität im nicht-ökonomischen Bereich weiter aufrechtzuerhalten. Die Kibbuznik haben diesen Idealismus lange gezeigt - man vergleiche etwa das weitgehende Verschwinden der viel anspruchsloseren Kommuneform »Wohngemeinschaft« in den Metropolen -, aber letzten Endes zwei einschneidende Veränderungen nicht verhindern können: Das Comeback der Familie und der Leistungsschule. Bis in die siebziger Jahre wuchs die Jugend im Kibbuz nach den Prinzipien von Freud, Piaget und Bernfeld weitgehend repressionsfrei heran: In den kibbuzeigenen Schulen gab es keine Noten und kein Sitzenbleiben, den Rest des Tages und der Nacht verbrachten die Kids im Kinderhaus mit ihrer jeweiligen Altersgruppe. Die Eltern sah man, wenn man wollte, am Nachmittag für ein paar Stunden, sie hatten bei der sozialen Konditionierung nichts mitzureden, der Kontakt sollte nur auf die angenehmen Seiten - Dialog und Streicheleinheiten - beschränkt sein. Obwohl das nach Utopia klingt, verließ fast die Hälfte der Jugendlichen in den siebziger Jahren den Kibbuz - der Schock war so stark, daß die »Ballade für den Kibbuz-Verlasser« damals an der Spitze der israelischen Hitparade stand. Die Gründe waren, neben dem verständlichen »Weg von zu Hause« bei jedem Heranwachsenden, in den eingeschränkten Berufsmöglichkeiten im Kibbuz zu suchen: Das Kollektiv bezahlte ein Studium in der Regel nur, wenn das Fachwissen später der eigenen Produktion zugute kam - Pech für Geisteswissenschaftler und Künstler. Der Wunsch der Jugendlichen nach individueller Weiterentwicklung sorgte dann auch für den Umbruch im Kibbuz-Schulwesen: Wer nämlich studieren will, muß an der Universität Zeugnisse im allgemeinen und ein Abitur im besonderen vorweisen - folglich wurden die üblichen Lehrpläne und Leistungsmessungen auch im Kibbuz eingeführt.

Den zähesten Widerstand leisteten die Kibbuznik bei der Verteidigung der Kinderhäuser, da diese die Freistellung der Frauen von Erziehungsaufgaben und damit ihre Teilnahme an Produktion und Basisdemokratie verbürgten. Doch überraschenderweise waren es die Frauen selbst, und zwar die Mehrheit der bereits im Kinderhaus aufgewachsenen Generationen, die dieses Prinzip angriffen und schon seit den sechziger Jahren darauf drängten, daß die Kinder hauptsächlich zu Hause sein und vor allem dort schlafen sollten. Zum Hintergrund dieses Meinungsumschwungs gibt es zwei Theorien: Die einen vertreten mit mühsam kaschiertem Biologismus, daß der Kinderwunsch eben im Wesen der Frauen liege. Die frühere kollektive Lösung sei von ihnen nur solange akzeptiert worden, wie einem Kibbuzpärchen aus ökonomischen Gründen nur ein oder zwei Zimmer zustanden, für die Kinder also gar kein Platz zu Hause war. Die Vertreter der Gegenposition verweisen darauf, daß die Aufhebung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung im Kibbuz leider nie richtig angepackt worden sei. Da die Frauen bei der Vergabe von Führungspositionen benachteiligt wurden, hätten sie irgendwann aus der Not eine Tugend gemacht und sich auf den Bereich zurückbesonnen, wo sie ein Monopol geltend machen konnten - die Kindererziehung samt der damit verbundenen emotionalen Gratifikation.

Resultat des Roll-Backs: Heute gibt es keinen einzigen Kibbuz mehr, in dem die Kids nicht bei den Eltern übernachten - die Kinderhäuser haben nur noch die Funktion von Kindertagesstätten. Trotzdem wurde im Verlauf dieser Gegenrevolution eine Differenzierung deutlich, die hoffen läßt: Während in den Kibbuzim des sozialdemokratischen Takam-Verbandes (170 Siedlungen mit 83.000 Bewohnern) bereits vor zehn Jahren zwei Drittel die Kinderhaus-Übernachtung gekippt hatten, verteidigte der linkssozialistische Artzi-Verband (86 Siedlungen mit 43.000 Bewohnern) damals das Prinzip noch leidenschaftlich - auch gegen eine interne Minderheit. Der Wille, den Antifamilialismus zu retten, war so stark, daß Kibbuzim mit abweichender Haltung mit dem Entzug von Mitbestimmungsrechten gedroht wurde. Doch auch die Artzi-Genossen mußten schließlich kapitulieren: Als während des Golfkrieges Saddams Giftgas-Raketen Israel bedrohten, war die Angst der Kinder und die Sorge der Eltern so stark, daß sich die Familienübernachtung spontan durchsetzte - was auch hinterher nicht mehr revidiert wurde.

Immerhin beweisen die ernsthaften Diskussionen im Artzi-Verband, daß in der Kibbuz-Bewegung ein harter Kern vorhanden ist, der das Modell auch über die gegenwärtige Krise retten könnte. So hat der Artzi-Kongreß Mitte März 1998 nach einjähriger Diskussion in den Kibbuzim Essentials formuliert, hinter die auch künftig nicht zurückgegangen werden soll. Zwar wurde sanktioniert, daß immer mehr Kibbuznik einen immer größeren Anteil ihres Einkommens in Geldform erhalten - während sie in den Anfangsjahren ausschließlich in Gebrauchsgütern und Dienstleistungen abgefunden wurden. Entscheidend ist allerdings, daß diese Änderung nicht mit einer Aufweichung der (monetären plus nichtmonetären) Einheitsvergütung einhergeht - weiterhin hat der Orangenpflücker denselben Anspruch auf Dienstleistungen, Gebrauchs- und Tauschwerte wie der Betriebsleiter. Des weiteren wurde abgelehnt, Wohnungen zum Privateigentum zu erklären und damit vererbbar zu machen - alle Produktionsmittel und Immobilien gehören weiterhin dem Kollektiv. Auch der Grundsatz, daß alle Formen privaten Einkommens an den Kibbuz abgeführt werden müssen, soll weiterhin gelten - bei der steigenden Zahl externer Beschäftigungen ein wichtiger Punkt. Last not least soll auch in Zukunft basisdemokratisch über alle

wirtschaftlichen und politischen Fragen entschieden werden - wenn auch dem jeweiligen Kibbuz überlassen bleibt, wie oft die Vollversammlung tagt und wie stark sie durch Abstimmungen an der Urne ergänzt wird.

Von den Artzi-Kibbuzim haben 76 diesen Essentials zugestimmt, vier haben abgelehnt, vier weitere sind noch in der Beratung. Der nächste Schritt soll die Fusion von Artzi mit Takam und dem kleinen Dachverband der religiösen Kibbuzim (17 Siedlungen mit 7.000 Bewohnern) sein. Die Genossen von Artzi versprechen sich von dieser Fusion Schützenhilfe bei der Verteidigung der egalitären Grundsätze: Zwar sei die Mehrheit von Takam offen für die schleichende Reprivatisierung, welcher der Artzi-Kongreß gerade einen Riegel vorgeschoben hatte. Aber zusammen mit der prinzipienfesten Minderheit von Takam werde man im neuen Verband eine starke sozialistische Unterformation bilden, die mit der anderen, eher kapitalistischen Strömung zum beiderseitigen Vorteil koexistieren könne. »Eine Kibbuz-Richtung für Leute, die Kibbuz wollen, und eine andere für jene, die ein Gemeinschaftsdorf vorziehen« - so sieht auch Amos Oz die Zukunft. Er, der selbst lange Jahre im Kibbuz gelebt hat, schließt sein Diskussionspapier mit den Worten: »Meiner Meinung nach hat uns der Kibbuz konkrete Fakten hinterlassen: Die Menschen sind nicht >schlecht<, und unter bestimmten Bedingungen können sie in freiwilliger Partnerschaft leben; mit ein bißchen Toleranz und Humor ist all dies sogar von Dauer. Ich betrachte die Kibbuz-Idee als eines der Juwelen Israels, und vielleicht eine der aufregendsten sozialen Schöpfungen des 20. Jahrhunderts. Sie muß gerettet, darf nicht zerstört werden.«

Konkret 05/98, S. 15

Tjark Kunstreich

Frechheit siegt

Jeder arabische Folterstaat wurde von der Adenauer-Regierung inniger umworben als Israel, der Staat der Überlebenden. Der kaum kaschierte Antizionismus der deutschen Außenpolitik war dabei das wichtigste Mittel, die fälligen Entschädigungszahlungen auf ein Almosen zu reduzieren

Vom Sechs-Tage-Krieg 1967 sprachen viele ehemalige Wehrmachtssoldaten mit Bewunderung: Diesen »Blitzkrieg« hatte man den Juden nicht zugetraut - vielleicht, so spekulierten manche, hätte Deutschland den Krieg doch noch gewonnen, wenn man die Juden, statt sie zu ermorden, in die Wehrmacht gesteckt hätte. Erstmals nach 1945 gab es so etwas wie eine pro-israelische Stimmung in der BRD, die sich, neben einer klammheimlichen Freude darüber, daß sich nun auch die Juden die Finger mal schmutzig gemacht hatten, vor allem aus der deutschen Bewunderung für die technische Perfektion der israelischen Kriegführung speiste. Die »Wiedergutmachung« an den Judenstaat war 1966 preußisch korrekt bis auf den letzten Pfennig abgezahlt worden, der Bundestag hatte 1965 die Verjährung der Nazikriegsverbrechen beschlossen, die Vergangenheit war also aus westdeutscher Sicht sowieso weitgehend »bewältigt«.

Andererseits aber stieß die Ohrfeige, die Beate Klarsfeld dem Bundeskanzler Kiesinger verabreichte, in der israelischen Öffentlichkeit auf Sympathie, wenn dieser handgreifliche Hinweis auf die Nazi-Vergangenheit eines großen Teils des politischen Führungspersonals der BRD auch keine politischen Folgen hatte: Die israelische Regierung hatte sich von Anfang an damit abfinden müssen, daß die BRD die Bedingungen diktierte, unter denen es zur Aufnahme offizieller Beziehungen kommen sollte.

1951, drei Jahre nach der Gründung des Staates Israel und zwei Jahre nach der Gründung von BRD und DDR, ist die Aufnahme offizieller Beziehungen zu Deutschland, Ost wie West, noch undenkbar, im Gegenteil: Gerade hatte der israelische Ministerpräsident David Ben Gurion noch vorgeschlagen, »daß wir auf die Erklärung der drei Westmächte, wonach der Kriegszustand zwischen ihnen und Deutschland beendet sei, folgendermaßen reagieren: Wir erklären, daß Israel sich sowohl mit West- als auch mit Ostdeutschland im Kriegszustand befinde.« Ben Gurions Vorschlag wurde abgelehnt, statt dessen fanden mehrere Versuche von israelischer und amerikanisch-jüdischer Seite statt, die Politik der Siegermächte zugunsten von Rückgabe enteigneten Vermögens und Entschädigungszahlungen zu beeinflussen.

Von den Deutschen hatte man nichts zu erwarten: Schon im November 1949 hatte Konrad Adenauer in einem Interview mit der »Allgemeinen Zeitung der Juden in Deutschland« großzügig 10 Millionen Mark als »Wiedergutmachung« angeboten - etwa 1,60 Mark für jeden ermordeten Juden, wie israelische Zeitungen ausrechneten. Der Bundeskanzler, der noch 1965 warnte, man solle die »Macht der luden, auch heute noch, insbesondere in Amerika« nicht unterschätzen, versprach sich dafür Anerkennung bei seinem ersten Staatsbesuch in den USA. Doch ebenso wie der deutsche Vorschlag, zur Regelung der Entschädigung ein »Sonderreferat für jüdische Fragen« einzurichten, stieß Adenauers Angebot auf scharfen Protest in Israel und bei den jüdischen Organisationen in den USA.

Zunächst aber waren die Versuche, Entschädigungszahlungen durchzusetzen, ebenso ergebnislos wie die Resolution der ersten Knesset vom Januar 1951 gegen die »Wiederaufnahme der deutschen Nation in den Kreis der Völkergemeinschaft - desselben Deutschland, das sechs Millionen unseres Volkes vernichtete; kaltblütig, berechnet und mit satanischer Brutalität, reuelos - und ohne daß seither eine wesentliche Gesinnungsänderung im deutschen Volke eingetreten wäre.« Diese scharfe Erklärung, der bis Mitte der fünfziger Jahre noch mehrere folgen sollten, hatte - wie Ben Gurions Vorschlag - den Sinn, Druck auf die Westmächte und die Sowjetunion auszuüben: Israel wollte als Rechtsvertreter der ermordeten Juden anerkannt werden.

Im Umgang mit den beiden deutschen Staaten standen für die Siegermächte jedoch nicht die nationalsozialistischen Verbrechen, sondern die Interessen der jeweiligen Blöcke im Mittelpunkt, die unmittelbar nach 1945 bestimmend geworden waren. Der israelische Staat sowie die jüdischen Organisationen, die sich mit der Rückgabe »arisierten« Vermögens und mit Entschädigungsansprüchen Überlebender befaßten (s. KONKRET 4/98), standen vor der Alternative, entweder ihre Forderungen auf der Grundlage einer »Rückkehr Deutschlands in die Völkerfamilie« - wie Konrad Adenauer es ausdrückte - zu stellen oder eine Politik der Fundamentalopposition zum deutschen Wiederaufbau fortzuführen, die allerdings die Existenz des jüdischen Staates hätte in Frage stellen können: Man brauchte dringend Geld und Material.

Die israelische Forderung nach Zahlungen aus den Reparationsabkommen wurde jedoch von den Siegermächten abgelehnt und der israelischen Regierung bedeutet, sie möge sich direkt mit Bonn in Verbindung setzen. Vor allem die USA, deren Politik zum Ziel hatte, die Bundesrepublik von Reparationszahlungen an die ehemals besetzten Länder zu entlasten, um den »Wiederaufbau« nicht zu gefährden, favorisierte westdeutsche Zahlungen an Israel, die, wie der damalige Bundeswirtschaftsminister Ludwig Erhard es formulierte, unabhängig von ihrer Höhe dem Adenauerstaat international »die Wiederherstellung der deutschen Kreditwürdigkeit« brächten.

1952 unterzeichneten Deutschland und Israel das Luxemburger Abkommen, das deutsche Zahlungen an Israel über einen Zeitraum von 14 Jahren vorsah. Die linke Opposition in Israel hatte gegen die Verhandlungen protestiert, denn sie befürchtete, daß nun die Aufnahme offizieller Beziehungen zwingend folgen würde. Die Regierung Ben Gurion argumentierte zum einen pragmatisch - Israel könne es sich nicht leisten, auf deutsche Zahlungen zu verzichten -, zum anderen verneinte man die De-facto-Anerkennung Westdeutschlands. Außenminister Moshe Sharett gab der kollektiven Entschädigung den biblischen Namen »Schilumim« - eine Zahlung oder Vergeltung, die nicht mit einer Verzeihung verbunden ist; eine Irreführung der Öffentlichkeit, die allerdings ihren Zweck nicht verfehlte.

Für die Bundesregierung war das Abkommen ein Sieg: Anstatt der 37 Milliarden DM, die als Ansprüche gegen Deutschland vorlagen, zahlte man insgesamt nur 3,45 Milliarden DM, und die vor allem in Form von Waren. Israel und die »Conferencc of Jewish Claims against Germany« verzichteten im Gegenzug auf weitere Ansprüche. Die Verhandlungen wurden von deutscher Seite immer wieder verzögert, bis das gewünschte Ergebnis erzielt war - schließlich gab es keinerlei Interventionen von Seiten der Westmächte, dafür aber scharfe Proteste der arabischen Staaten und der deutschen Firmen, die die traditionell guten Beziehungen mit diesen nicht gefährden wollten, gegen das Abkommen. In Westdeutschland war die »Wiedergutmachung« heftig umstritten. Von der KPD bis zu den ehemaligen Nazis in allen Parteien plädierte die Öffentlichkeit gegen das Abkommen mit Israel. Im Bundestag stimmte nicht einmal die Hälfte der 214 CDU/CSU-Abgeordneten für den Vertrag, einzig die Unterstützung der SPD-Fraktion machte seine Ratifizierung möglich.

Die Frage einer De-facto-Anerkennung der BRD durch Israel stellte sich nun nicht mehr. »Wir haben es mit einer Großmacht zu tun«, erklärte Ben Gurion in einer internen Besprechung schon 1954, »wir können uns als Staat dem Kontakt mit ihr nicht entziehen; wir können ihrer Haltung nicht gleichgültig gegenüberstehen - mit wem sie Kontakte unterhält und mit wem sie Bündnisse eingeht.« In der Konsequenz bemühte sich Israel nun verstärkt um die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zur Bundesrepublik. Mit Rücksicht sowohl auf die antideutsche Stimmung in der israelischen Bevölkerung als auch auf die antizionistisch-antisemitische Stimmung in beiden deutschen Staaten, eruierte man verschiedene Modelle zwischenstaatlicher Beziehungen unterhalb des Austauschs von Botschaftern.

Zu diesem Zeitpunkt sind die »Erfahrungen der Vergangenheit« noch nicht einmal zehn Jahre alt, in Israel nennt die Linke die mit dem Aufbau der Bundeswehr einhergehende Rehabilitierung noch gar nicht so alter Nazis »Renazifizierung«, aber auch sie muß zur Kenntnis nehmen, daß diese Fragen außerhalb Israels kaum noch jemanden interessieren. So wird für die israelische Regierung die schnelle Aufnahme von diplomatischen Beziehungen ein vordringliches Projekt. Solange Westdeutschland offiziell noch unter alliierter Kontrolle steht, so hofft die israelische Regierung, haben die eigenen Forderungen ein größeres Gewicht.

Aber Westdeutschland brauche nun »keine israelischen Freibrief mehr, um im Westen auf Wohlwollen zu stoßen«, formuliert ein Beamter des israelischen Außenministeriums Ende 1955, im Gegenteil könne es passieren, daß »es eines Tages den Deutschen nicht mehr lohnend erscheinen wird, ihre Beziehungen zu den Arabern wegen uns aufs Spiel zu setzen«. Wieder hängt die israelische Einschätzung der Realität hinterher.

Daß die Deutschen nie beabsichtigt haben, ihre »Beziehungen zu den Arabern« zu gefährden, demonstrieren sie kurze Zeit später: Nach einer Konferenz mit den deutschen Botschaftern in den arabischen Ländern in Istanbul im Frühjahr 1956 wird die »Hallstein-Doktrin« zur wichtigsten Maßgabe westdeutscher Außenpolitik, deren Ziel es ist, die internationale Anerkennung der DDR - und damit der Teilung Deutschlands - zu verhindern. Vorausgegangen war dieser Doktrin eine jahrelange Diskussion um die - angebliche, das heißt vornehmlich in deutschen Quellen zu findende - Ankündigung einiger arabischer Staaten, im Falle, die BRD nähme diplomatische Beziehungen zu Israel auf, ihrerseits den Gänsefüßchenstaat diplomatisch anzuerkennen. Für diesen Fall sah die »Hallstein-Doktrin« den Abbruch aller Beziehungen vor - für das deutsche »Wirtschaftswunder« eine ernsthafte Bedrohung, denn der Handel mit den arabischen Staaten florierte nicht zuletzt dank der Aufrüstung zum Krieg gegen Israel. Von der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen der BRD und Israel ist nun keine Rede mehr; die schon vereinbarte Eröffnung einer deutschen Handelsmission wird kurzfristig abgesagt.

1955 war die Bundesrepublik aus alliierter Kontrolle entlassen worden und nun ein (weitgehend) souveräner Staat. In Israel wird die »Neutralität« der BRD im israelisch-arabischen Konflikt zunehmend als Parteinahme für die arabischen Staaten gewertet, doch unterhalb der offiziellen Ebenen beginnen die Handelsbeziehungen zwischen den Staaten sich zu entwickeln. Für Israel werden die wirtschaftlichen Beziehungen zu Westdeutschland immer bedeutsamer, während für die auferstandene Wirtschaftsgroßmacht BRD der Handel mit Israel nur einen Bruchteil der Wirtschaftsbeziehungen in den Nahen Osten ausmacht. Nach der israelischen Besetzung der Sinai-Halbinsel im Zuge der Suez-Krise 1956 wird ein Embargo gegen Israel verhängt, das alle westlichen Staaten einhalten. Der bundesdeutsche Verteidigungsminister Strauß nutzt die Situation, in der Israel es sich nicht aussuchen kann, von wem es Waffen kauft, um die BRD endlich auch als Waffenexporteur zu profilieren.

Als sich im Oktober 1958 die Delegierten der »Internationalen Föderation der befreiten Deportierten und Gefangenen des Widerstands« in Israel treffen, kommt es zu einem Eklat, als Überlebende des Warschauer Ghettos ankündigen, nicht an der

Konferenz teilnehmen zu wollen, wenn deutsche Vertreter ebenfalls anwesend seien. Die deutsche Delegation hält sich schon in Israel auf, verzichtet jedoch auf eine Teilnahme. Durch dieses Ereignis wird der israelischen Bevölkerung bewußt, wie weit die von der Regierung Ben Gurion verfolgte »Normalisierung« der Beziehungen schon fortgeschritten ist - und daß nur eine Minderheit von Überlebenden sich noch dagegen sträubt. Im Zwiespalt einer wachsenden ökonomischen Abhängigkeit von der BRD auf der einen und dem Mißtrauen gegen Deutschland auf der anderen Seite, das wie etwa angesichts der antisemitischen Anschlagswelle 1959/60 auch in den folgenden Jahren immer wieder in antideutsche Kampagnen mündet, gestaltet sich das Verhältnis zum Nachfolgestaat des »Dritten Reiches« immer pragmatischer.

Auf deutscher Seite dagegen von Pragmatismus keine Spur. Selbst die im Luxemburger Abkommen festgeschriebenen Zahlungen werden immer wieder in Frage gestellt. Das »alte gute deutsche Verhältnis zu den arabischen Ländern« sollte »erhalten und ausgebaut« werden, heißt es in einem Memorandum des Auswärtigen Amtes 1959 zur »Israel-Frage«, und: »Alle Behauptungen über eine pro-israelische oder prozionistische Politik der Bundesregierung sind falsch.« Außer der arabischen Presse behauptete das nun wirklich niemand, aber dieser Satz gibt immerhin Aufschluß darüber, welche Bedeutung jenes »alte gute« Verhältnis hat. Mittlerweile haben fast alle arabischen Staaten Beziehungen zur DDR aufgenommen, die denen der BRD zu Israel entsprechen; in Bagdad existiert eine Handelsmission der DDR, deren Ministerpräsident Otto Grotewohl zum Jahreswechsel 1958/59 Kairo, Damaskus und Beirut besucht - ohne daß die BRD auch nur den kleinsten Schritt á la Hallstein unternimmt. Die arabischen Staaten ihrerseits protestieren zwar angesichts der deutsch-israelischen Waffengeschäfte, machen aber ihre Drohungen ebenfalls nicht wahr.

Anfang der sechziger Jahre ist die BRD schließlich - sieht man vom Vatikan ab - der einzige westliche Staat, der keine diplomatischen Beziehungen zu Israel unterhält. Erst im Zuge des Eichmann-Prozesses, der im Frühjahr 1961 beginnt, erweist sich dies als Nachteil, weil eine Auslieferung Eichmanns nach Westdeutschland ausgeschlossen ist. Statt dessen prüft die israelische Regierung zur Verärgerung der BRD ein Auslieferungsersuchen der Volksrepublik Polen. Das Auswärtige Amt befürchtet, bei einem Prozeß in Warschau könnte versucht werden, »führende Persönlichkeiten in der Bundesrepublik zu diskriminieren«, sprich auf ihre Nazi-Vergangenheit aufinerksarn zu machen. Derartige Befürchtungen gab es auch in Bezug auf den Prozeß in Jerusalem, sie sollten sich jedoch bald als unbegründet erweisen. Tatsächlich nutzen israelische Stellen die Kontakte zur deutschen Delegation, die eigens zum Eichmann-Prozeß anreist, um die Frage diplomatischer Beziehungen erneut anzusprechen. Daß die Mitglieder der Delegation schon bald nicht mehr vor möglichen Racheakten geschützt werden mußten, wird in Israel und in der BRD als weiteres Indiz einer »Normalisierung« gewertet - allerdings sehr unterschiedlich interpretiert. Für die Israelis wird deutlich, daß Deutsche sich in Israel aufhalten können, ohne um ihr Leben fürchten zu müssen. Für die Deutschen bedeutet »Normalisierung«, daß man nun keinerlei Rücksichten mehr zu nehmen brauchte, obwohl Israel nach der Entführung Eichmanns aus Argentinien international Terrain gewonnen hatte.

Israel ist eindeutig zum Bittsteller geworden. Deshalb greift das Auswärtige Amt nun auf den Vorschlag der fünfziger Jahre zurück, zunächst nur eine Handelsmission oder ein Generalkonsulat einzurichten. Als dann öffentlich bekannt wird, daß deutsche Physiker wie Eugen Sänger und Wolfgang Pilz, die schon am Nazi-Raketenprogramm mitgewirkt hatten, im Auftrag deutscher Firmen für das ägyptische Aufrüstungsprogramm gegen Israel arbeiten, reagiert das Auswärtige Amt auf israelische Proteste mit der lapidaren Antwort, man sehe keine Möglichkeiten, da einzugreifen. Intern wird den Nazis in Ägypten aber geraten, an Ort und Stelle zu bleiben. In Israel gerät die Regierung Ben Gurion nicht zuletzt wegen ihrer Unfähigkeit in Schwierigkeiten, eine klare Haltung zur BRD einzunehmen. Eine Mossad-Akton gegen die »Raketenkolonie« in Ägypten schlägt fehl. Zwei Jahre später berichtet Jacob Blaustein, Vorsitzender des American Jewish Committee, nach einem Gespräch mit dem deutschen Botschafter in den USA über die Anfang 1965 doch noch »getroffene Maßnahme«, »wonach die deutsche Industrie deutsche Wissenschaftler mit höheren Gehältern zur Rückkehr aus Kairo bewegte«.

Der Pressereferent der bundesdeutschen Botschaft in Bagdad faßt die immer noch ablehnende Haltung der Deutschen gegen Israel zusammen: Gäbe die BRD das Wiedervereinigungsgebot auf, käme es zu einem Anwachsen des Antisemitismus im Lande. Der DGB-Vorsitzende Ludwig Rosenberg antwortet darauf: »Israel hat die Ostzone nicht anerkannt. Vielleicht ist es ein Fehler Israels, daß es nie damit gedroht hat... Die Beschwerden der Israelis wegen der deutschen Wissenschaftler in Ägypten sind meiner Kenntnis nach nicht von massiven Drohungen irgendwelcher Art begleitet gewesen.« Daß die israelfeindliche Haltung des Auswärtigen Amtes und der deutschen Schwerindustrie offenbar nur oberflächlich an die Einhaltung der »Hallstein-Doktrin« gebunden war und sich tatsächlich aus traditionellem Antisemitismus speiste, wird nun öffentlich.

Die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen der BRD und Israel im Jahre 1965 wird von deutscher Seite als Zugeständnis an die Israelis verstanden, weil kurz zuvor das deutsch-israelische Waffengeschäft (vorläufig) gestoppt werden mußte. Aber mittlerweile hatte die »Hallstein-Doktrin« objektiv ihren Sinn verloren, und Bundeskanzler Erhard befürchtete, nun könnten die antisemitischen Motive der bis dahin weitgehend anti-israelischen Politik Bonns sichtbar werden. Mit der Ernennung des ehemaligen Wehrmachtsoffizier Rolf Pauls zum Botschafter und des in Ungarn geborenen Alexander Török, der Beamter des Horthy-Regimes gewesen war, zum stellvertretenden Botschafter in Israel demonstrierte

das Auswärtige Amt ein weiteres Mal, was die Deutschen von den Juden und ihrem Staat tatsächlich hielten.

Tjark Kunstreich ist Redakteur der Zeitschrift »Bahamas« und lebt in Berlin

Konkret 05/98, S. 18

Martin Kloke

Ein abgeschlossenes Kapitel? Ausgelebte Projektionen

Die (bundes)deutsche Linke und der Staat Israel. Anmerkungen zu einem gestörten Verhältnis von Martin Kloke und Micha Brumlik

» Wenn man die deutsche Linke charakterisieren und definieren will, fällt einem die legendäre Beschreibung der Pornographie durch James Potter Stewart, Richter am US-Supreme Court, ein: >Ich habe keine Ahnung, wie ich sie definieren soll, aber sagen wir einmal so: Ich weiß, was es ist, wenn ich sie sehe. <« Andrei S. Markovits

»Was ist heute noch links?«, rätselte kürzlich eine Hamburger Wochenzeitung. Sind Analytiker mit Blick auf KONKRET selten um eine Antwort verlegen, fiel Rainer Frenkels Bilanz eher kryptisch aus: »Wo aber und was links auch immer ist - seinen real existierenden Ort hat es auf dem Schreibtisch.«

Das fehlte noch! Gerade beim Thema Israel sind deutsche Linke nicht nur »betroffen«: Sie engagieren sich, klagen an und können auch schon einmal antisemitisch zündeln - cum ira et studio. Fünfzig Jahre nach seiner spektakulären Gründung ist der jüdische Staat noch immer ein libidinös besetzter Fixpunkt.

Bis Mitte der sechziger Jahre war Israel für die deutsche Linke der Zufluchtsort überlebender Opfer faschistischer Gewaltherrschaft, das Land der Kibbuzim, das zukunftsträchtige Modell eines freiheitlich-sozialistischen Musterstaates. »Linkssein« implizierte eine Wechselbeziehung zwischen Antifaschismus, Proisraelismus und innenpolitischer Restaurationskritik. Lediglich parteikommunistische Kreise hatten sich bereits Ende der vierziger Jahre von der stereotypen Glorifizierung des jüdischen Kleinstaates abgewandt, um einen ebenso monotonen Antizionismus zu pflegen - getreu dem Kurswechsel des großen Bruders in Moskau.

Erst der Sechstagekrieg vom Juni 1967 sollte der linksdeutschen Israel-Begeisterung ein jähes Ende bereiten: Angesichts der monströsen antiisraelischen Rhetorik der arabischen Kriegspropaganda hatten sich noch Anfang Juni vereinzelt auch lokale Gruppen des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) den breiten Solidaritätsaktivitäten zugunsten des bedrängten Israels angeschlossen. Der durchschlagende militärische Erfolg des Judenstaates aber löste mitnichten Erleichterung aus - im Gegenteil: Bereits Anfang September 1967 definierte die zentrale »22. Delegiertenkonferenz« des SDS den Staat Israel als ihren außenpolitischen Feind Nr. 1. In einer Diktion, die das gesamte terminologische Arsenal des organisierten Antizionismus der siebziger Jahre vorwegnahm, hieß es:

Der Krieg zwischen Israel und seinen arabischen Nachbarn kann nur auf dem Hintergrund des antiimperialistischen Kampfes der arabischen Völker gegen die Unterdrückung durch den angloamerikanischen Imperialismus analysiert werden. Der SDS verurteilt die israelische Aggression gegen die antiimperialistischen Kräfte im Nahen Osten.

Waren erst einmal Friedfertigkeit und Unschuld der arabischen Staaten ebenso mit deutscher Gründlichkeit festgestellt wie die israelische Kriegsschuld, mußte post festum das gesamte zionistische Unternehmen in Mißkredit geraten:

Zionistische Kolonisierung Palästinas hieß und heißt bis heute: Vertreibung und Unterdrückung der dort lebenden eingeborenen arabischen Bevölkerung durch eine privilegierte Siedlerschicht ... Die Anerkennung des Existenzrechts der in Palästina lebenden Juden durch die sozialrevolutionäre Bewegung in den arabischen Ländern darf nicht identisch sein mit der Anerkennung Israels als Brückenkopf des Imperialismus und als zionistisches Staatsgebilde.

Beeindruckt von der militärischen Schlagkraft palästinensischer Fedayin, die im März 1968 der isralischen Armee empfindliche Verluste beigebracht und auf diese Weise - wenigstens für ein paar Stunden - die verletzte arabische »Würde« wiederhergestellt hatten, verloren bald weite Teile linksdeutscher »Internationalisten« ihre letzten Hemmungen gegenüber der vorbehaltlosen Identifikation mit einem mythisch verklärten palästinensischen »Widerstand«.

Spätestens 1969 war das antizionistische Weltbild komplett. KONKRET bildete da keine Ausnahme: Von der differenzierten Kolumne Ulrike Meinhofs (»Drei Freunde Israels«) bis zum Trikont-Revolutionsromantizismus eines Detlef Schneider (»Die dritte Front«) verstrichen keine zwei Jahre. Zu Dutzenden reisten noch im Sommer 1969 linksdeutsche Sympathisanten in das haschemitische Königreich Jordanien, um praktische Solidarität mit dem palästinensischen »Volksbefreiungskrieg« zu üben. »Nach Israel fahren wir erst, wenn es sozialistisch geworden ist«, höhnte SDS-Vorständler Hans-Jürgen Krahl. Internationale Brigaden wurden dann zwar doch nicht aufgestellt, aber der SDS dokumentierte fortan in seinem Mitglieder-Info die heroischen Fatah-»Militärkommuniques« zu »erfolgreichen« terroristischen Aktionen in Israel.

Keine Linke ist vor 1967 so proisraelisch gewesen wie ausgerechnet die bundesdeutsche. Und keine andere ist nach 1967 so exzessiv antiisraelisch in Erscheinung getreten. Dafür gab es Gründe:

1. Geschichtsvergessenheit: Zur Leidensgeschichte der Juden im nationalsozialistischen Deutschland fehlte der Neuen Linken - anders als einer älteren Generation linker Akteure - der unmittelbare biographische und historisch-politische Zugang. Daß die Vernichtung von Millionen Juden, die die düsteren Voraussagen des zionistischen Geschichtspessimismus bei weitem übertroffen hatte, die Abkehr von universalistischen Illusionen und die Hinwendung zu dezidiert nationaljüdischen Konzepten nahelegen mußte, kam den Angehörigen der ersten deutschen Nachkriegsgeneration nicht in den Sinn. Sie nahmen stillschweigend die »Gnade der späten Geburt« in Anspruch. Die besonderen historischen und sozialpsychologischen Momente israelischer Tagespolitik gingen sie nichts an.

2. Antiimperialistisches Sendungsbewußtsein: Der Präventivschlag des militärisch eingekreisten Israel gegen seine arabischen Nachbarn im Juni 1967 mag den äußeren Anlaß für die Akzeptanz »antiimperialistischer« Argumentationsfiguren in der neulinken Nahostdebatte gebildet haben. Weitaus bestimmender wirkten sich Veränderungen des ideologischen Klimas aus: Waren die verarmten Massen der Dritten Welt als die neuen Subjekte chiliastisch erwarteter Emanzipationsprozesse ausgemacht, so schien der Kampf der palästinensischen »underdogs« gegen den vom US-Imperialismus unterstützten zionistischen Judenstaat keine kritischen Rückfragen mehr zuzulassen. Ob in Algerien, Vietnam, Lateinamerika oder in Palästina: In das sozialgeschichtliche Korsett des Antiimperialismus eingezwängt, traten die historischen Besonderheiten und Widersprüche der einzelnen Konfliktgebiete zugunsten antikolonialer Eindeutigkeit zurück.

3. Innenpolitischer Paradigmenwechsel: Der Sechstagekrieg markiert auch hier insofern eine Wende, als er das antisemitische Klischee vom militärisch untauglichen Juden gründlich erschütterte. Das israelische Staatswesen als Versinnbildlichung jenes neuen Juden, der die »ahasverischen« Charakteristika seiner früheren Diaspora-Existenz abgelegt hatte, vermochte nun über Nacht die Sympathien bürgerlich-konservativer Kreise auf sich zu ziehen. Darüber hinaus begannen die enormen militärischen Erfolge des jüdischen Staates militaristische Phantasien anzuregen. Die zum Teil makabre Begeisterung über die »israelischen Wüstenfüchse« und angeblichen »Erben Rommels« rührte auch aus den Verklemmungen des Ost-West-Gegensatzes, in dem der jüdische Staat als antikommunistische Projektionsfläche diente. In einer Situation, in der die bundesdeutsche Rechte das Thema »Israel« positiv zu besetzen begann, blies die Neue Linke zum Rückzug und griff trotzig antizionistische Argumentationsfiguren auf. Immer stärker begann ein linker Anti-Philosemitismus die Szenerie zu beherrschen - nach dem Motto: Wenn Springer für Israel ist, können wir nur dagegen sein.

4. Projektionen und Ersatzmythen: Auschwitz hatte der deutschen Linken den positiven Bezug auf ihre nationale Identität unmöglich gemacht. Nicht zuletzt deswegen zeigte sich ein beträchtlicher Teil der Neuen Linken - paradoxerweise besonders der »Internationalisten« - empfänglich für die Identifikation mit anderen Nationen und deren Befreiungsbewegungen. Zugleich bediente der neulinke Antifaschismus das Bedürfnis nach Relativierung, Aufrechnung und moralischer Entlastung der eigenen nationalhistorischen Hypothek: Wenn bereits die bürgerliche Gesellschaft und ihr Staat »faschistisch« waren, mußte der historische Nationalsozialismus an Schrecken verlieren. Der Holocaust wurde als vielseitig nützliche Metapher zur Denunziation des politischen Gegners mißbraucht. Am Ende dieses Prozesses stand die ersehnte Gleichung: »Zionismus = Faschismus«. Am Staat Israel ausgelebte Projektionen gehörten zu den auffälligsten Folgen der unterbliebenen Aufarbeitung der Vergangenheit: »Aus dem Sündenbock war erst der Tugendbock geworden, beladen mit allen Idealen und Tugenden, die man in seiner eigenen Geschichte und bei seinen Eltern nicht antreffen konnte, und die Enttäuschung über die nicht gelungene Projektion eines moralischen Hochstandes - eines Übermenschen würdig - schuf schließlich den alt-neuen Sündenbock« (Hans Keilson).

Noch in der Hochzeit der westdeutschen Friedensbewegung erfreuten sich verbale Gleichsetzungen der bedrohlichen Aufrüstungsspirale mit dem Holocaust großer Beliebtheit. Gelegentlich ließen einzelne »Vordenker« sogar den Mythos der jüdischen Weltverschwörung wieder aufleben: Die »sadistische« US-amerikanische Militärpolitik sei ein Produkt verspäteter jüdisch-zionistischer »Rachephantasien gegen die Deutschen«. Fest davon überzeugt, daß die »zionistische Lobby« über einen politisch »unverhältnismäßig großen Einfluß« verfüge, leiteten die Verfasser eines Artikels in der renommierten Zeitschrift »Psychologie heute« einen - am biblischen Talionsprinzip orientierten - Aktionsplan der US-Administration ab: »Deutschland, das die Juden gemordet hat und ausrotten wollte, soll nun seinerseits vernichtet werden.«

Der gegen links gewendete Antisemitismus-Vorwurf ist beinahe so alt wie das antizionistische Syndrom, das dem schlimmen Verdacht immer wieder Nahrung gibt. Dieser Bestandteil abendländischer Normalität ist in der Geschichte der deutschen Linken bis heute virulent - mal trotz, häufiger noch wegen Auschwitz. Auch in linken Kreisen geht es nicht selten gegen das »jüdische Kapital«: Berliner Maoisten verfaßten ein Flugblatt gegen »US-Imperialismus und Weltzionismus«, die Leitung des Kommunistischen Bundes in Hamburg rief zum Kampf gegen den »internationalen Zionismus« auf. Bis in die 80er Jahre nahm der linke Antizionismus eine Platzhalter-Funktion für den nicht

gesellschaftsfähigen Antisemitismus ein, er war die »intelligente«, die »ehrbare« Variante des antisemitischen Ressentiments.

Bezeichnend war die demonstrative Gleichgültigkeit, mit der Teile der Friedensbewegung die existentielle Bedrohung der jüdischen Bevölkerung Israels durch irakische Raketenangriffe im Golfkrieg 1991 hinnahmen. Wer in jenen Winterwochen »Solidarität mit Israel« propagierte, mußte sich rechtfertigen und bekam Meinungen zu hören wie die des grünen Vorstandssprechers Christian Ströbele, demzufolge irakische Raketenangriffe auf jüdische Wohngebiete in Israel »die logische, fast zwingende Konsequenz der Politik Israels« seien. Immerhin: Mitglieder des grünen Bundesvorstandes distanzierten sich seinerzeit von Ströbeles Äußerungen, Joschka Fischer nannte seinen Parteifreund gar einen »Büttel Saddam Husseins«.

Unter dem Druck der öffentlichen Kritik trat Ströbele wenige Tage später zurück, doch wurde ihm vielfach auch Unterstützung signalisiert. Die Grünen-Vorständlerin Renate Damus nannte den Journalisten Henryk Broder, der das Interview mit Ströbele geführt hatte, einen »Schmierenjournalisten«. Zwar nahm sie den Ausdruck später zurück, wobei ihr Bedauern vor allem dem Problem galt, daß man als Deutscher eben »nicht alles sagen (kann), auch wenn es wahr ist«. Der linke Journalist Dietrich Schulze-Marmeling nannte die Kritik an Ströbele verächtlich »Propaganda gegen den Antisemitismus«. Ströbeles Anwalt Klaus Eschen sah die gegen Ströbele gerichtete »Kampagne so geschickt eingefädelt«, daß er anfänglich angenommen habe, Broder »wäre ein Agent des israelischen Geheimdienstes Mossad mit dem Auftrag, die Grünen als die entschiedensten Gegner israelischer Politik in Deutschland zu destabilisieren«. Auch Ströbele sah sich im nachhinein von konspirativen Machenschaften bedrängt: »Ein paar Wochen nach der Rückkehr aus Israel ist mir, als wache ich aus einem bösen Traum auf Da saßen dunkle Gestalten spät abends in den Räumen der >Taz<, verfaßten und verschickten einen Drohbrief an mich und versorgten einschlägige Landtagsfraktionen der Grünen mit Material. Alle scheinen nur auf ein Zeichen gewartet zu haben, sich auf mich zu stürzen.« Gerade dieses - in der Öffentlichkeit kaum wahrgenommene - Nachspiel zum Fall Ströbele zeigte, wie schnell Verschwörungstheorien virulent werden, wenn es um Israel und die Juden geht.

In weiten Teilen des linken Milieus und seiner grünen Erben ist in den letzten Jahren Nachdenklichkeit eingekehrt. Alarmiert von antisemitischen Exzessen in ihren eigenen Reihen haben sie begonnen, sich von Freunden und Genossen zu distanzieren, die die deutsche Geschichte auf dem Rücken ihrer Opfer zu bewältigen suchen. Als Joschka Fischer und andere prominente Grüne im Frühsommer 1995 zu ihrem ersten »Staatsbesuch« nach Israel aufbrachen, titelte die »Berliner Zeitung« nicht von ungefähr: »Grüne sind jetzt auch bei Rabin salonfähig«. Nicht mehr Anti-Faschismus, Neutralismus und Antizionismus, sondern Pro-Israelismus, Westbindung und Anti-Totalitarismus gelten in zivilgesellschaftlich orientierten Kreisen als »political correct« - auf den ersten Blick jedenfalls.

Die Neue Linke ist Geschichte. Manche der zitierten antizionistischen Entgleisungen klingen heute wie Relikte aus dem Kuriositätenkabinett. Schon 1993 hat Micha Brumlik in einem Nachruf auf das linksdeutsche Israel-Bild behauptet, mit dem vorläufigen Friedensschluß zwischen Israel und der PLO sei »ein Kapitel deutscher (Un-)Bewußtseinsgeschichte geschlossen« worden. Tatsächlich haben antizionistische Aktivitäten an Ausstrahlung verloren. Dieser Trend hat mit kathartischen Binnenimpulsen zu tun, ist aber auch ein Indikator für den äußeren Zerfall der radikalen Linken in Deutschland. Der Friedensprozeß im Nahen Osten hat ein Übriges dazu getan, einem weltanschaulich auftretenden Antizionismus den Boden zu entziehen.

Andererseits: Auch in einer Linken, deren politischer Einfluß rückläufig ist, wird weiter mit einem Bodensatz antizionistisch motivierter Protagonisten zu rechnen sein. Der Antisemitismus tritt immer dann aus dem kollektiven Unbewußten hervor, wenn Rückschläge im nahöstlichen Friedensprozeß das Bild des »häßlichen« Israeli aufscheinen lassen. In der linksliberalen »Frankfurter Rundschau« figurierte die israelitische Landnahme zu Kanaan vor mehr als 3.000 Jahren - pünktlich zum Tag der deutschen Einheit - als das historische Vorbild für die nationalsozialistische Judenvernichtung. Die PDS verschickte 1996 »aus Versehen« eine israelpolitische Presse-Erklärung, die das SED-Politbüro wortwörtlich bereits 1982 im »Neuen Deutschland« veröffentlicht hatte. In der linksprotestantischen Zeitschrift »Junge Kirche« tobte 1997 ein monatelanger Antisemitismus-Streit: »Netanjahu läßt Killerinstinkte wieder aufwachen« hieß es in einer Kolumne. Wesentliche Überlieferungen der hebräischen Bibel sollten besser aus dem biblischen Kanon eliminiert werden. »David war kein Messias, sondern ein Mörder. Er sollte weder in Jerusalem als politisches Vorbild noch in deutschen Kirchen als Liedvers vorkommen.« Präziser hätten es die nazi-freundlichen »Deutschen Christen« auch nicht ausdrücken können. Leser-Zuschriften zeugten von eruptiven Ausbrüchen; unter der relativ ruhigen Oberfläche brodelt die antisemitische Lava noch immer gewaltig.

Was will die deutsche Linke, so es sie noch gibt? Will sie ihren Standort »kommunikativ beschweigen« (Hermann Lübbe) oder aber das umfängliche zeitgeschichtliche Material ohne Tabus sichten, rekonstruieren, diskursiv und selbstkritisch aufarbeiten? Als Subjekt ihrer Geschichte muß sie diese Frage selber beantworten.

Martin Kloke ist Autor des Buches »Israel und die deutsche Linke. Zur Geschichte eines schwierigen Verhältnisses« (Schriftenreihe des Deutsch-Israelischen Arbeitskreises für Frieden im Nahen Osten, Band 20), 2. aktualisierte Auflage 1994, Wochenschau Verlag

Konkret 05/98, S. 20

Micha Brumlik

Ein abgeschlossenes Kapitel? Die Dialektik der Moral

Die (bundes)deutsche Linke und der Staat Israel. Anmerkungen zu einem gestörten Verhältnis von Martin Kloke und Micha Brumlik

Ein - sicher nicht das entscheidende - Motiv für Benjamin Netanjahus Unwillen, mit den Palästinensern Frieden zu schließen, dürfte der Tod seines Bruders sein. Er starb bei der Geiselbefreiung von Entebbe, als ein Kommando der israelischen Armee im Uganda Idi Amins gekidnappte Flugzeugpassagiere der Gewalt palästinensischer und deutscher Terroristen entriß. Die Terroristen hatten zuvor, um Druck auf Israel auszuüben, jüdische und nichtjüdische Geiseln getrennt, und es waren Deutsche, die diese Selektion vornahmen. Der Name eines jener deutschen Terroristen war Winfried Böse, er wurde erschossen. Ich kannte Winftied Böse flüchtig - als Mitglied einer anarchistischen Gruppierung im Frankfurt/Bockenheim der siebziger Jahre war er mir als unser Kassierer bekannt geworden: ein eher mißmutiger, dicklicher junger Mann aus Nordhessen, der in Anlehnung an den frühmittelalterlichen »Missionar der Deutschen« »Boni« genannt wurde. Was mochte ihn mit der Bereitschaft zum Mord an Juden in das Innere Afrikas und in den Tod geführt haben?

Seither sind gut zwanzig Jahre vergangen und die historischen Vorgänge ausreichend erforscht und dargestellt. Wem es um Fakten geht, der wird nach wie vor zu der vorzüglichen, bisher unübertroffenen Darstellung von Martin Kloke über *Israel und die deutsche Linke* greifen, die ebenso nüchtern wie fair zu dem unausweichlichen Schluß kommt, daß der größte Teil der (Neuen) Linken - von Wolfgang Abendroth über weite Teile des linken Flügels der SPD, die frühen Grünen bis zu den Autonomen - über lange Jahre mindestens antizionistisch, wenn nicht antisemitisch eingestellt war. Daß es schon frühzeitig in den Redaktionen von »Taz«, KONKRET, »Links« und »Arbeiterkampf« andere Positionen gab, sei nicht verschwiegen. Auch vereinzelte Intellektuelle, allen voran und sehr früh Jean Améry, später Henryk Broder, Dan Diner, Eike Geisel und Wolfgang Pohrt, haben schon bald den gar nicht so geheimen Nationalismus und Entschuldungswahn des neulinken Antizionismus in Deutschland kritisiert.

Heute fällt auf, daß sich auf der Linken niemand mehr zum Thema äußern will. Der letzte, der noch öffentlich bereit ist, Israels Siedlungspolitik als das zu bezeichnen, was sie ist, nämlich völkerrechtswidrig, heißt Klaus Kinkel und ist Bundesaußenminister. Die Bündnisgrünen, die vor Jahr und Tag noch in jedes mögliche Fettnäpfchen getreten sind, schweigen fest, und die einzigen, die sich des »Palästinaproblems« noch annehmen, sind Kirchentage und evangelische Akademien. Fast könnte man meinen, daß hier ein wenig zu gut gelernt wurde oder - ebenso merkwürdig - das damalige Engagement doch weniger ernst gemeint als vorgetragen war. Wie war das eigentlich?

Am Anfang stand die Kritik an einem Adenauer-Regime, das um der deutschen Einheit willen Israel nicht diplomatisch anerkennen wollte. Erinnert sich noch jemand der »Hallstein-Doktrin«, wonach jede Beziehung zu Staaten abzubrechen war, die den zweiten deutschen Staat diplomatisch ernst nahmen? Die arabischen Staaten haben mit ihrer leeren Drohung, die DDR anzuerkennen, wenn die BRD Israel anerkannte, immerhin bis in die frühen sechziger Jahre Erfolg gehabt. Die Linke stand - immer mit Ausnahme der an der DDR orientierten Kommunisten - gegen die Reaktionäre und für das mutige Volk der den Holocaust überlebt habenden Kibbuz-Sozialisten. Diese entpuppten sich 1967, als plötzlich die Springerpresse für sie war und in Mosche Dayan den wiedergeborenen Feldmarschall Rommel feierte, als Kettenhunde des US-amerikanischen Imperialismus, dem mit einer Parteinahme für die »Opfer der Opfer«, eben die Palästinenser, zu begegnen war. Unter den vielen Institutionen einer »Trikontlinken« gehörten die »Palästina-Komitees« zu den Hits. Auch wurde theoretisch nachgearbeitet. Nicht nur Ulrike Meinhof sann darüber nach, ob nicht der von den meisten Deutschen ihrer Generation geduldete oder betriebene Massenmord an den europäischen Juden in Wahrheit ein seiner besten Motive beraubter Antikapitalismus gewesen sei.

Die DDR, offiziell Sachwalter der »Opfer des Faschismus«, unterließ außenpolitisch wenig, um Israels arabische Feinde zu unterstützen. An der Seite der nun wirklich antisemitischen Sowjetunion griff sie jenen westdeutschen Desperados logistisch unter die Arme, die den Seminar-Antiimperialismus ein wenig zu ernst genommen hatten und an der Seite von Carlos mit Feuer und Sprengsatz die Revolution herbeibomben wollten. Ein effektiver Zug im Kalten Krieg. Als der Antizionismus nach dem Debakel des Deutschen Herbstes und dem blutigen Ende der RAF im Gefolge der neuen sozialen Bewegungen auferstand, hatte er sich zivilisiert. Fortan galt es nicht mehr, mit den Palästinensern für die Revolution zu kämpfen, sondern gegen die Israelis für die Menschenrechte einzutreten. Gewaltfrei, wie sich versteht.

Das letzte Refugium der von Antizionismus bis Antisemitismus oszillierenden Feindschaft gegen den Staat Israel, den »Juden unter den Staaten« (Leon Poliakov), war die deutsche Friedensbewegung, die im Golfkrieg »kein Blut für Öl« geben wollte und deshalb einem Staat, der auch Überlebende des Holocaust und deren Kinder aufgenommen hatte, das

Recht auf bewaffneten Widerstand gegen mögliche Giftgasangriffe aus dem Irak versagen wollte. Dies waren und sind genau dieselben Leute, die heute mit genau derselben Geisteshaltung lieber neue Massaker im ehemaligen Jugoslawien in Kauf nehmen wollen als ihr pazifistisches Dogma aufzugeben und die paar Bundeswehreinheiten dort zu belassen.

Die Geschichte, die ich erzählt habe, ist kurz und ungerecht, und ich habe mich mit dem Hinweis auf gediegene Literatur vor dem Vorwurf geschützt, es mit der historischen Wahrheit nicht genau zu nehmen. Wahrscheinlich war es ein Bündel von mindestens vier Motiven, die die Generation der zwischen 1940 und 1955 geborenen Linken in eine vor dem Hintergrund der NS-Geschichte Deutschlands schon erstaunliche Feindschaft gegen einen Judenstaat führte:

1. Die notwendigerweise unvollständig gebliebene Auseinandersetzung mit den Eltern. Sie, die nicht nur Europa in Schutt und Asche gelegt hatten, sondern auch oft genug am kumulativen Judenmord beteiligt waren, blieben dennoch, in Haß und Wut die eigenen Eltern. Festzustellen, daß das kindliche Unbewußte auch noch Adoleszenter begierig alles aufgriff, was hier Entlastung schaffen konnte, ist beinahe trivial.

2. Die konkrete politische Lage der Linken im Kalten Krieg. Die strategischen Interessen waren klar verteilt, die Sowjetunion und mit ihr der Ostblock galten all ihrem Despotismus zum Trotz als einziges machtpolitisches Gegengewicht wider einen ungebremsten Kapitalismus und somit als jene Größe, auf die eine »wahre« Linke bei aller Gegensätzlichkeit zu den Funktionärskommunisten angewiesen war.

3. Die Tradition der Linken. Der junge Karl Marx hatte jüdischen Eigensinn als Ausdruck der Geldwirtschaft entlarven wollen, Rosa Luxemburg wollte von »Judenschmerzen« nichts hören, und daß der Revisionist Eduard Bernstein unter den frühen Sozialdemokraten der einzige war, der für eine jüdische Heimstatt in Palästina eintrat, sprach weder für ihn noch für den Zionismus.

4. Die Dialektik der Moral. Wie ist engagierte Fernstenliebe möglich, und wer ist das historische, moralische und politische Subjekt, das in strenger Befolgung von Fairneß- und Gerechtigkeitsgrundsätzen allen Opfern der Weltgeschichte gleichermaßen tätige Solidarität angedeihen läßt? Es ist - wie könnte es auch anders sein - ein Kind seiner Zeit, seiner Gesellschaft, seiner religiösen, ethnischen und nationalen Vorurteile. Wer so für die »Opfer der Opfer«, die Palästinenser, eintrat, verharmloste vor lauter Rigorismus nicht nur das Grauen des Nationalsozialismus, sondern übersprang zudem - wie die akademische Philosophie das nennt - das eigene Gewordensein. Wer sich dieser Umstände freilich annimmt, fängt notwendig an, in nationalen Kategorien zu denken. Diesem Dilemma ist nicht zu entgehen, sich seiner bewußt zu sein, wäre mehr als zu erhoffen ist.

Micha Brumlik ist Professor für Erziehungswissenschaften an der Universität Heidelberg und Herausgeber des Buches »Mein Israel« (Frankfurt a. M. 1998)

Konkret 05/98, S. 22

Otto Köhler

»Wundervolle Arisierung«

Die Hamburger Kaufleute möchten es nicht wahrhaben - aber ihre Vorgänger im Dritten Reich waren stets die ersten, wenn es um Enteignung und Raubmord ging

Lang galt in Hamburg der Mythos, dieser von den Nazis zu Groß-Hamburg erweiterte Stadtstaat sei eine liberale Insel im Dritten Reich gewesen und der Gauleiter und Reichsstatthalter Karl Kaufmann habe dort eine gemäßigte Variante des NS-Regimes gepflegt, ja sich Verdienste um die Stadt erworben. Angelika Ebbinghaus hat vor 12 Jahren dagegen Widerspruch erhoben mit dem von ihr herausgegebenen Sammelband *Heilen und Vernichten im Mustergau Hamburg.* Sie legt jetzt zusammen mit Karsten Linne ein neues Buch - Kein *abgeschlossenes Kapitel: Hamburg im >Dritten Reich<« - vor,* dessen umfangreichsten Beitrag Karl-Heinz Roth dem Thema »Ökonomie und politische Macht: Die >Firma Hamburg<« gewidmet hat.

Es gibt bislang noch keine kritische Firmengeschichte, sonst wüßte man längst, daß das vermeintlich liberale Hamburg mit seinen Wirtschaftseliten an der Spitze der NS-Bewegung stand. Die mächtige Hapag, so Roth, avancierte neben den öffentlichen Unternehmen zum »wichtigsten großbetrieblichen Rückhalt der regionalen NS-Bewegung«. Im Rahmen des »Hamburger Nationalclubs von 1919« hatte Hapag-Generaldirektor Wilhelm Cuno schon früh eine Koalition aus Monarchisten, völkisch-vaterländischen Verbänden, Deutschnationalen und NS-Führern geschmiedet. Dort legte Hitler am 1. Dezember 1930 das feierliche Gelöbnis ab, er werde mit seiner nationalsozialistischen Bewegung die »Riesenarmee« des Kommunismus ausrotten und dem deutschen Volk die »Millionenmassen der Arbeiterschaft wiedergeben«. Das war Musik in den Ohren der Hamburger Kaufleute, die auf einen rigorosen Lohn- und Sozialabbau drängten und Herr im Hause sein wollten.

Sie drängten zur NSDAP oder versuchten, die in Hamburg besonders radikal nach rechtsaußen driftenden Deutschnationalen und auch die Deutsche Volkspartei mit den Nazis gleichzuschalten. Doch bei denen gab es Vorbehalte, beispielsweise als Hapag-Chef Cuno 1931 versuchte, sich mit Hilfe seines Nationalclubs als Nachfolger des Reichspräsidenten Hindenburg aufzubauen, obwohl er es war, der 1923 in den zehn Monaten seiner Zeit als Reichskanzler eines »Kabinetts der Wirtschaft« mit seinem »passiven Widerstand« gegen die Ruhrbesetzung Deutschland in die Inflation gejagt hatte.

Da waren sich selbst Hitler und Göring »zu schade« zum »Juniorpartner eines zwielichtigen und zudem mit dem Odium der Hyperinflation behafteten hamburgischen Wirtschaftsdiktators« (Roth). Doch mit der Wahrheit über Cuno und die Hapag scheint man sich noch heute in Hamburg schwer zu tun. So sei, vermerkt Roth, das »durch das Staatsarchiv Hamburg hervorragend inventarisierte und dort verwahrte Archiv des HAPAG-Konzerns seit längerem mit der Begründung gesperrt, es könne wegen einer in Vorbereitung befindlichen Festschrift nicht mitbenutzt werden«.

Die Hamburger hatten schon vor 1939 das Clearingssystem erfunden, mit dem sie ihre ausländischen Lieferanten ausplünderten. Zwecks Exportsteigerung ließen sie sich von der Reichsregierung festgefrorene Guthaben der Auslandsgläubiger in Zwangsanleihen zur Finanzierung zusätzlicher Ausfuhren umwandeln. Roth: »Die Hamburger Standort-Lobbyisten profilierten sich als phantasiereiche Praktiker des Wirtschaftskrieges, und die zentralen Wirtschaftsstellen der NS-Diktatur brauchten nur zuzugreifen. «

Als Österreich 1938 als neues Reichsland angeschlossen wurde, gehörten die Hamburger Kaufleute zu den ersten, die zwecks Arisierung einmarschierten. Eine Delegation unter der Leitung des Hamburger Arisierungsbeauftragten Wilhelm von Allwörden machte sich unverzüglich und diskret ans Werk, damit man anderswo im Reich nicht so schnell merkte, was da zu holen ist. Vor dem Hamburger Nationalklub mußte Reichsstatthalter Kaufmann den aufmerksam lauschenden Handelsherren nicht zweimal sagen, daß in Wien die »Durchführung des wundervollen Wortes >Arisierung(ganz einfach« sei und es nun an ihnen liege, das erfolgreich abgeschlossene wirtschaftspolitische »Vorpostengefecht zur siegreichen Schlacht auszugestalten«. Ein Jahr später machten sich die Hamburger Räuber zwecks Entjudung in die Tschechoslowakei auf Sie hatten schon fertige Listen von attraktiven Arisierungsobjekten, die von der Dresdner Bank um wichtige Materialien ergänzt wurden. Ihre tatkräftige Hilfe beim Entjuden war willkommen - die Hamburger wollten immer die ersten sein vor der Konkurrenz im übrigen Reich.

Schon Monate vor dem Überfall der Wehrmacht auf die Niederlande und Belgien versuchten sie, die zu erwartende Beute an sich zu reißen. Belgien sollte samt Häfen und Kolonien durch einen Reichskommissar Kaufmann der Fuchtel Hamburgs unterstellt werden. Als dann auch Norwegen erobert war, erwartete die Hamburger Industrie- und Handelskammer die Auslieferung der erbittert bekämpften norwegischen Handelsflotte. Das aber war selbst den Nazis etwas zu viel. Und so »mußten die Hamburger Wirtschaftseliten ihre auf Konsolidierung und Standortsaturierung gerichteten Diskrimierungsabsichten zugunsten einer großgermanisch-großraumwirtschaftlichen Kollaborationspolitik zügeln« (Roth). Mit Arisierungen und Germanisierungen hielten sie sich schadlos - Kaufmann konnte im Oktober 1940 vor der Industrie-

und Handelskammer verkünden: »Wir wollen nicht auftreten wie die Aasgeier, aber mir ist es lieber, ich treffe in Rotterdam und Antwerpen tausend Hamburger als gar keine.«

Und dann erst Polen. Danzig wurde vollständig unter hamburgische Kaufmannskuratel gestellt, weil »durch den Abzug der Polen und Juden ... ein erheblicher Bedarf an Kaufleuten entstanden« war. Der Tabakkonzern Reemtsma beispielsweise gründete in acht polnischen Städten Produktionsniederlassungen, und der Hamburger »Wirtschaftsdienst« begrüßte die mit der ökonomischen Germanisierung verbundene bevölkerungspolitische »Flurbereinigung«, bei der sich das Hamburger Polizeireservebataillon 101 massenmörderisch hervortat. Als sich dann auch noch die Beute Sowjetunion auftat, versicherte Hamburgs oberster Nazi, der Reichsstatthalter Kaufmann, wahrheitsgemäß, er werde der »Firma Hamburg« immer als »unbezahlter Geschäftsführer« zu Diensten sein. So wurde Hamburg von einer Bande hochkrimineller Kaufleute und Räuber regiert, die nach 1945 fast unbehelligt an der Macht blieben - nur Kaufmann wurde kurz ins Gefängnis gesteckt und spielte nach seiner Freilassung Anfang der 50er im Verschwörerkreis des Goebbels-Staatssekretärs Naumann eine Rolle. Doch Hamburgs Elite bewahrt ihm bis heute als umgänglichen und liberalen Nazi ein ehrendes Angedenken.

Die Zeugen ihrer mörderischen Vergangenheit hatten sich die Hamburger unmittelbar bei Kriegsende ausgerechnet vom Feind beseitigen lassen. Als sich die britischen Truppen der Stadt näherten, mußten die Arbeitssklaven raus aus der Stadt. Die KZ-Häftlinge wurden auf der Cap Arcona in der Neustädter Bucht zusammengepfercht. Englische Jagdbomber griffen - ahnungslos - mit neuartigen Luft-Schiff-Raketen an. 7.000 Zwangsarbeiter verloren dabei ihr Leben durch diejenigen, die sie wenige Tag später befreit hätten. Die Hamburger Kaufleute aber konnten aufatmen. Ihre Opfer waren verschwunden, und sie selbst wurden noch am selben Tag durch britische Truppen vom Nazijoch befreit.

Mit den Opfern mußten, damit die Vergangenheit gründlich bewältigt sei, auch die Akten verschwinden. Frank Bajohr stellt am Anfang seiner Untersuchung *»Arisierung« in Hamburg - Die Verdrängung der jüdischen Unternehmer 1933-1945* fest, daß beispielsweise die Aktenbestände der Hamburger Handwerkskammer für die Zeit bis 1933 gut archiviert sind, doch dann klafft mit Ausnahme unbedeutender Splitterbestände eine Lücke bis zum Jahr 1950. Viele Arisierungsfälle lassen sich aus den Akten der Hamburger Behörden, aus dem Vergleich mit den Beständen des Bundesarchivs und vor allem aus den umfangreichen Wiedergutmachungsakten erschließen. Doch hier, wo es um Eigentums- bzw. Enteignungsverhältnisse, also um Raub geht, setzt der ganz besondere bundesdeutsche Skandal ein. Bajohr: »Allerdings waren die Akten nur unter rigiden Auflagen des Daten- und Personenschutzes benutzbar, die u. a. die Anonymisierung der meisten Erwerber jüdischen Eigentums erzwangen.« Täterschutz noch nach sechzig Jahren, während Stasi-Akten, aktuell oder alt, zur freien Bedienung für jegliche Form der Abrechnung zur Verfügung stehen, auch wenn es sich dabei nicht um Mord oder Raub handelt.

Zumindest einmal nutzt aber auch Bajohr eine öffentlich zugängliche Quelle nur ungenügend. Im Zusammenhang mit einem einsamen Fall von uneigennützigem Engagement für verfolgte Juden schreibt Bajohr: »Für das Verhalten der meisten Kaufleute galt das selbstkritische Fazit des Bankiers Alwin Münchmeyer: >Wir taten nichts und dachten uns wenig dabei.<« Doch liest man in dessen Erinnerungen weiter, so erkennt man schnell, daß bloßes Nichtstun sein Fazit nicht war, daß Münchmeyer tatsächlich auch gehandelt hat.

Münchmeyer hatte in dem Buch, dem Bajohr lediglich das obige Zitat entnahm, zwar auch versichert: »Aus ethischer Sicht war jede Arisierung ein Unrecht.« Aber er war ja nicht Ethiker, sondern Kaufmann und Bankier und darum dagegen, »die Handelnden in Bausch und Bogen zu verurteilen«. Er hielt - so seine grobe Erinnerung - »sich von den Arisierungsgeschäften möglichst fern«. Möglichst. Aber manchmal mußte auch er zugreifen. Und so erwarb er zu einem Schnäppchenpreis das Textilhaus der Brüder Franz und Paul Rappolt in der Mönckebergstraße 11. Sie gehörten, ruft er ihnen nach, »zu den letzten jüdischen Kaufleuten, die erkennen mußten, daß sie ihr Geschäft in Hamburg nicht halten konnten«. Und darum war es fortan das seine. Eine seiner Töchter übrigens durfte nach 1989 bei Raub und Ausplünderung des ostdeutschen Volkseigentums im ganz großen Maßstab zeigen, was sie vom Vater gelernt hat: Sie heißt Birgit Breuel.

Wie fünfzig Jahre später, so diente die Treuhand schon damals ganz besonders den feinen Hanseaten. Bajohr: »Lukrative Betätigungsmöglichkeiten boten sich Hamburger Kaufleuten vor allem als Beauftragte und Aufsichtspersonen für beschlagnahmte Großbetriebe, die der Hauptreuhandstelle Ost (HTO) unterstanden. Für deren Geschäftsgebaren verbreitete sich schnell das geflügelte Wort >Eine Treuhand wäscht die andere<.«

Angelika Ebbinghaus, Karsten Linne: *Kein abgeschlossenes Kapitel: Hamburg im >Dritten Reich<«,* Europäische Verlagsanstalt, Hamburg 1997, 556 S., 58 Mark

Frank Bajohr: *»Arisierung« in Hamburg - Die Verdrängung der jüdischen Unternehmer 1933-1945,* Christians Verlag, Hamburg 1997, 416 S., 54 Mark

Konkret 05/98, S. 24

Titus Simon

Magdeburger Verhältnisse

Knapp daneben ist auch vorbei: Entgegnung auf Jürgen Elsässers Beiträge »Braune Zone« und »Für Punks tödlich« in KONKRET 3/98

Es ist ja richtig, daß es in den neuen Ländern hochproblematische rechte Jugendszenen gibt, die sich in ihren Ausdrucksformen zum Teil erheblich von ihren Gesinnungsbrüdern und -schwestern in der alten BRD unterscheiden. Dazu gibt es zahlreiche Studien, und wenn dann noch ein lokales Beispiel für die entsprechende Illustration herangezogen werden muß, dann landet die journalistische Recherche häufig in Magdeburg. Die Stadt ist in medial transportierten Kontexten Synonym für das häßliche Ostdeutschland, für rechte Gewalt. Als vor mehr als einem Jahr Frank Böttcher ermordet wurde, warnte sogar die »Zeit« vor dem »brennenden Stadtteil Neu-Olvenstedt«. Auf den Umstand, daß in der »ruhigen« Großstadt Stuttgart im Durchschnitt der letzten Jahre mehr Jugendliche durch äußere Gewalteinwirkungen zu Tode gekommen sind als in Magdeburg, habe ich bereits mehrfach hingewiesen (z. B. »Magdeburgs Ruf ist schlecht, von Stuttgart spricht keiner« in der »Zeit« vom 2. Mai 1997).

Wie sensibel die Medien auf alle Vorkommnisse in Magdeburg reagieren, mag folgender Hinweis belegen. Als im Anschluß an eine Mahnwache im Januar »rechte« Jugendliche einem Teilnehmer der Kerzendemo an einer Straßenbahnhaltestelle Reizgas ins Gesicht sprühten, konnte man darüber in den Mantelteilen sowohl der »Frankfurter Rundschau« als auch der »Süddeutschen Zeitung« lesen. In jeder anderen Stadt hätte die Brisanz des Vorfalls eben mal für die Polizeinotizen im Lokalteil gereicht. Diese Feststellung relativiert die Gewalttaten mit Toten und Verletzten natürlich nicht, allerdings ärgert der flach recherchierte Versuch Elsässers, mal wieder »akzeptierende Jugendarbeit« als Transmissionsriemen für rechte Gewalt zu implementieren. Ein paar Richtigstellungen zu den Magdeburger Verhältnissen:

· Elsässer schreibt über die »rechte Hochburg« Neu-Olvenstedt und schwenkt dann über auf die Feststellung, daß »rechte Kids die wichtigste Zielgruppe des Jugendzentrums Brunnenhof« seien. Dieses allerdings liegt am anderen Ende von Magdeburg im Stadtteil Nord.

· Dann muß - in beiden Beiträgen Elsässers - mal wieder die als »rechtsextremistisch eingestufte Band >Elbsturm<« herhalten, die im städtischen Jugendzentrum probe. Darüber, daß der »Brunnenhof« keine städtische Einrichtung ist, sondern in Trägerschaft der evangelischen Kirche betrieben wird, läßt sich noch hinwegsehen. Wesentlicher ist der Umstand, daß »Elbsturm« bereits seit Ende des Jahres 1996 nicht mehr im »Brunnenhof« übt.

· Ferner berichtet Elsässer davon, daß 60 Rechte am 8. Februar eine Demo mit Steinen attackierten, die zum Jahrestag der Ermordung von Frank Böttcher an dessen Grab führte - »eigens nicht in Olvenstedt, damit es nicht zu gewalttätigen Auseinandersetzungen käme«. In der Tat lauerten einige Glatzen in einer Seitenstraße, schauten mal um die Ecke und warfen - ehe sie sich aus dem Staub machten - mit Steinen, die weitab der Demo niedergingen. Gegen den Wunsch der lokalen Veranstalter brach dann - anders als von Elsässer dargestellt - unter Führung der erlebnishungrigen Zugereisten, die auf ihrer Heimfahrt vom NPD-Parteitag in Passau rasch mal in Magdeburg Zwischenhalt gemacht hatten, ein Teil der autonomen Reisekader Richtung Neu-Olvenstedt auf, zerdepperte eine Tankstelle und einen Mercedes. Den Magdeburger »Bunten« blieb es schließlich vorbehalten, sich beim Inhaber der Tankstelle zu entschuldigen und den Mercedesfahrer gegen weitere Angriffe der aus Westdeutschland und Westberlin angereisten »Antifa« zu schützen.

Beide Texte Elsässers sind durchwirkt von der Idee, daß die Rechte mittels akzeptierender Jugendarbeit gestärkt werde. Diese Uraltschmonzette geht zurück auf zum Teil chaotische Bedingungen in der Jugendarbeit nach der Wendezeit, hat aber kaum Gültigkeit für fachlich und konzeptionell sinnvoll entwickelte Projekte, die zudem personell adäquat ausgestattet sind - was in erster Linie das Vorhandensein von Pädagogen bedeutet, die zwischen Anbiederung und kritisch angelegter Begleitung von gefährdeten und gefährlichen Cliquen und Szenen unterscheiden können. In Magdeburg wird in mehr als dreißig Einrichtungen Jugendarbeit betrieben. Von diesen arbeiten vier vorrangig szeneorientiert. Die »Rampe« in Neu-Olvenstedt und der »Brunnenhof« befaßten sich in der Vergangenheit gezielt mit »rechten Jugendlichen«, der »Knast« und das »Heizhaus« sind Treffpunkte der Punks und anderer Linker. Die Einrichtungen werden seit vielen Jahren von hochmotivierten und erfahrenen Pädagoginnen und Pädagogen geleitet. Deren Engagement wird durch Streetwork in verschiedenen Stadtteilen unterstützt. Den handelnden Akteuren ist es zu verdanken, daß die gewaltsamen Übergriffe auf die jeweils andere Szene und deren Einrichtungen, die ihre Höhepunkte in den Jahren 1992 und 1993 hatten, stark zurückgingen. Daß nach dem Mord an Frank Böttcher im Februar 1997 weitere dramatische Vorfälle verhindert werden konnten, hat auch mit den Deeskalationsbemühungen der genannten Akteure zu tun.

Bleibt noch die Geschichte von »der Erhebung, die Klaus Farin 1996/97 unter Skinheads durchführte«. Diese »Erhebung« wurde von Helmut Heitmann unter dem Titel »Skinhead-Studie« in Farins Buch *Die Skins - Mythos und Realität* veröffentlicht und hat in der Fachöffentlichkeit - je nach individueller Disposition der einzelnen Rezipienten - Reaktionen

im Spektrum zwischen wütender Sprachlosigkeit und fröhlichem Gelächter ausgelöst. Daß nun unter Skinheads ausgerechnet die PDS den stärksten Zuspruch - vor der SPD und den Grünen (!) - erfährt, ist ein Treppenwitz der Sozialforschung. Denn einmal abgesehen davon, daß nicht klar ist, wer die 8.000 Skinheads sein sollen, an die angeblich Fragebögen verschickt wurden, bleibt doch die entscheidende Frage: Welcher Angehörige einer subkulturellen Szene schickt artig seinen Zettel zurück? Die harten Kerne rechter Glatzen-Mobs? Die »Oi-Szene«, die schon lange darauf gewartet hat, den Soziologenweicheiern bei ihrer Arbeit behilflich zu sein?

Von angeblich 394 auswertbaren Fragebögen sollen 307 in West- und 87 in Ostdeutschland ausgefüllt worden sein. Liegt da nicht die Vermutung nahe, daß die Randformationen der Szene - »S.H.A.R.P« - und Red-Skins, die auch des Lesens und Schreibens eher mächtig sind, sich eher als die dominanten Szenen an der Umfrage beteiligt haben? Die Magdeburger Streetworker und Jugendclubmitarbeiter kennen keinen Skin, der PDS wählt. Und von den ca. 200 Glatzen, die ich in den letzten 20 Jahren in verschiedenen Arbeitsfeldern kennengelernt habe, war gelegentlich mal einer darunter, der - wenn er denn überhaupt wählen geht - für die SPD votieren würde.

Ein letzter Hinweis: Um Einstellungen, Werthaltungen und politische Präferenzen von Rockern in Erfahrung zu bringen, habe ich zu Beginn der 80er Jahre 117 männliche und 18 weibliche Angehörige von Rockergruppen mittels standardisierter und narrativer Interviews über zwei Jahre hinweg befragt Ein verschickter Fragebogen erschien uns schon damals als untaugliches Instrument, um verwertbare Ergebnisse über politische Orientierungen in Subkulturen zu gewinnen. Auf die methodischen Probleme der Wahlforschung, rechtes Wahlverhalten in zutreffendem Maße zu erfassen, will ich nur der Vollständigkeit halber verweisen.

Titus Simon ist Professor an der FH Magdeburg. Er hat das Buch »Raufhändel und Randale - Sozialgeschichte aggressiver Subkulturen« veröffentlicht

Konkret 05/98, S. 26

Kate Katzki

Im Herzen immer noch Nazis

Zu Besuch im besiegten Deutschland. Zweiter und letzter Teil eines Berichts, den die jüdische Emigrantin Kate Katzki 1947 verfaßt hat und den KONKRET erstmals veröffentlicht

Ich fuhr zu meiner alten Schule und ging hinein, um herauszufinden, ob dort noch einige der Lehrer waren, von denen ich gehört hatte, sie hätten sich recht anständig verhalten. Niemand erkannte mich, weil ich unangemeldet kam, und schließlich war ich seit meinem Schulabgang auch nicht jünger geworden. Außerdem hatte ich in jener Zeit keine amerikanische Uniform getragen.

Die vertraute Umgebung und die mir bekannten Personen gaben mir das Gefühl, für die anderen unsichtbar zu sein, sie hingegen sehen zu können. Es machte mir nichts aus, daß die meisten mich nicht erkannten. Sie interessierten mich nicht. Ich sprach zu einigen, und es war wunderbar, zu denen herablassend zu sein, die entweder mit den Nazis kollaboriert hatten oder selbst welche gewesen waren.

Mein Französisch- und Englischlehrer kam zu mir - ein Mann, der immer äußerst korrekt gekleidet gewesen war. Er trug keinen Schlips, und sein Hemd war zu groß. Sein wohlgeformter Bauch war verschwunden. Man hatte ihn verdächtigt, ein Nazi gewesen zu sein, ohne ihn aber vom Dienst zu suspendieren. Anders erging es meinem früheren Deutschlehrer, en man als führenden Nazi interniert hatte, und meinem früheren Mathematiklehrer, der ebenfalls suspendiert und bis jetzt noch nicht wiedereingestellt worden war.

Einige Lehrer, mit denen ich sprach, berichteten mir, daß eine bestimmte Lehrerin immer noch da sei. Und wieder war es wunderbar, ihnen zu sagen zu können, daß ich sie nicht sehen wolle. Sie war die erste, die mich 1933 auf der Straße nicht mehr hatte kennen mögen. Typisch für die heutige deutsche Denkweise ist es, daß ausgerechnet sie es dann war, die mich später durch ein Kind des Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde grüßen ließ.

Ich wurde von einer Lehrerin nach Hause eingeladen, die als strikte Nazigegnerin bekannt war. Sie hatte noch eine andere Lehrerin eingeladen. Um nicht mit leeren Händen hinzugeben, nahm ich eine kleinere Menge Kaffee mit. Sie betrachteten es als ungeheures Geschenk, denn sie hatten monatelang keinen Kaffee mehr bekommen. Diese Lehrerinnen waren politisch nie interessiert gewesen. Sie hatten Hitler nicht gemocht, hatten aber mit Sicherheit auch nichts gegen ihn unternommen. Sie waren typisch für die deutsche Mittelschicht, die aus vielen Mitläufern bestand. Ganz am Ende haben sie schließlich zur Opposition gehört, als sie von der Regierung aufgefordert wurden, ihre Schule nach Pommern zu evakuieren. Das, meinten sie, wäre doch zuviel gewesen, und so wandten sie sich an die Eltern, um gegen diese Anordnung zu protestieren.

Selbstverständlich gingen sie zu guter Letzt doch nach Pommern. Sie versicherten - und es schien der Wahrheit zu entsprechen -, daß sie Radio London gehört hätten und recht gut über den Kriegsverlauf informiert gewesen seien. Sie hatten nicht gewußt, ob sie hoffen sollten, daß Deutschland den Krieg gewinne oder daß es ihn verliere. Sie wußten, daß, wenn Deutschland den Krieg gewänne, es den vollständigen Sieg des Faschismus bedeutet hätte. Sie wußten aber auch, daß eine Niederlage für sie und den Rest der Bevölkerung schreckliche Entbehrungen bedeuten würde. Aber die geschichtlichen Ereignisse wurden ohne ihre aktive Mitwirkung entschieden. Hitler kam und verschwand, und sie fuhren fort, Naturwissenschaften zu studieren, Klavier zu spielen und sich hübsche Bilder anzusehen. Das sind die Menschen, die die deutsche Jugend erziehen. Weder haben sie ihre Unterrichtsmethoden umgestellt, noch hat sich die deutsche Erziehung geändert. Sie können nicht begeistern, weil sie selbst begeisterungsunfähig sind. Sie haben nur Mitleid mit sich selbst.

Sie trugen wie viele andere Deutsche weiße Blusen, weil sie wegen des Mangels an Stoffen und Bekleidung ihre Bettlaken zerschnitten. Kleidungsstücke werden unzählige Male gestopft. Aus Tischdecken werden Hemden. Die Deutschen sind sparsam und haben Geduld, und so sitzen die Frauen zu Hause und nähen. Doch wenn man genau hinschaut, erkennt man, daß ihre Kleidung alt, abgetragen und geflickt ist. Die meisten jungen Männer tragen kurze Hosen, die noch nicht einmal bis an die Knie reichen und aus allen erdenklichen Materialien gemacht sind, aus Samt oder alten Rucksäcken. Schuhe sind Mangelware. Viele Kinder gehen barfuß. Die Menschen sehen abgemagert und unterernährt aus. Schulkinder bringen kleine Schüsseln mit in die Schule, so daß sie vielleicht etwas von der Suppenausteilung bekommen. Auch die Lehrer kriegen Suppe und nehmen sich sogar manchmal etwas davon mit nach Hause. Einmal kostete ich etwas davon, und »Suppe« war wirklich ein Euphemismus für dieses warme Wasser, das unmöglich nahrhaft sein konnte. Ich glaube, ich habe niemals in meinem Leben so viel Suppe gegessen wie während meines Aufenthaltes in Deutschland - Suppe in allen erdenklichen Farben aber ohne jeden Geschmack. Auf dem Papier werden jedem 1.500 Kalorien pro Tag zugesprochen, aber die meisten müssen mit weniger auskommen. Nur den Bergleuten und ihren Familien wird mehr Essen und Kleidung zugeteilt. Sie können sogar Kleidungsmarken auf dem schwarzen Markt verkaufen.

Ich besuchte die ehemalige Haushälterin meiner Mutter. Sie war eine der wenigen Menschen, die auch nach 1933 sich stets darum bemüht hatte zu zeigen, daß sie ihre Gesinnung nicht verändert hatte. Wir sprachen über die Familien, ihre und

meine. Ihr Mann war noch nicht aus dem Krieg zurückgekommen. Er war als Kriegsgefangener vermißt, und sie war sich nicht sicher, ob er einfach in Warschau geblieben oder immer noch Kriegsgefangener war. Sie besitzt einen kleinen Gemüseladen - mit »nichts darin. Ich nehme an, daß sie das bißchen Gemüse, das sie bekommt, an bevorzugte Kunden verkauft und es fertig bringt, einige Dinge zu besorgen, die ansonsten nicht zu bekommen sind. Ihr Zuhause erweckte einen ärmlichen Eindruck.

Ich kehrte zum Hotel zurück und bestellte ein Glas Bier. Deutsches Bier ist ohne Alkohol, scheint aber die einzige kalte Flüssigkeit zu sein, die trinkbar ist. Man wagt es nicht, kaltes Wasser zu trinken. Es gibt noch etwas, das »Fruchtsaft« genannt wird, ein künstlich gefärbtes und gesüßtes Getränk, das so fürchterlich schmeckt, daß man es nicht runterkriegt. Als ich im Restaurant saß, bemerkte ich, daß bereits Gerüchte über meine Person im Umlauf waren. Eine Gruppe Männer spielte Skat. Einer von ihnen stand auf, um mich mit »Hello« zu begrüßen und mir zu versichern, wie glücklich er sei, mich zu sehen. Er erzählte mir, daß er Mitglied der Nazipartei gewesen war, aber »entnazifiziert« worden sei. Er habe glücklicherweise beweisen können, daß er freundlich zu Juden gewesen war. Als ich ihm sagte, daß es auf einmal angesagt zu sein scheint, »freundlich zu Juden« gewesen zu sein, stimmte er mir mit ernster Miene zu, ohne meinen Sarkasmus zu bemerken. Ein zweiter Mann kam herüber. Er wird verdächtigt, am Niederbrennen der Synagoge beteiligt gewesen zu sein, aber niemand hatte es ihm nachweisen können. Ganz aufgeregt versicherte er mir, wie glücklich er sei, mich zu sehen. Ich sprach kaum mit ihm, so daß er sich zurückziehen mußte.

Sie fragten mich, ob ich zurückkehren wollte. Ich sagte ihnen unmißverständlich, daß ich nicht wünschte, unter einem Volk zu leben, das getan hatte, was geschehen war, ein Volk, das heute noch genau so nazistisch ist wie zuvor. Aber die Deutschen interessierten sich für nichts als ihre Bäuche. Alle erzählten mir, wie hart das Leben für sie sei. Ihnen habe ich immer wieder gesagt, daß ich verstehen könne, wie hart es sei, weil ich andere Menschen gesehen hätte, die darunter litten, nichts zu essen zu haben. Nur mit dem Unterschied, daß es die Deutschen gewesen sind, die für das Leiden dieser Menschen verantwortlich waren. Aber all mein Reden zeigte keine Wirkung. Sie konnten nur ihr eigenes Unglück sehen und waren nicht daran interessiert, was anderen Menschen geschehen war oder geschehen würde.

Ich sprach mit der Schwiegermutter des Landtagsabgeordneten, die sechs Jahre im Gefängnis und im Konzentrationslager gewesen war. Sie erzählte mir, daß sie und ihre Tochter zur gleichen Zeit festgenommen worden waren, aber sie war sich damals nicht sicher gewesen, ob sie auch ihre Tochter abgeholt hatten. Sie hatte gehofft, daß es ihr gelungen war zu flüchten. Nachdem sie ein paar Tage im Gefängnis gewesen war, hatte sie plötzlich eine Frau schreien gehört und die Stimme ihrer Tochter erkannt. Es sei der schrecklichste Augenblick ihres Lebens gewesen, dazusitzen, die Schreie zu hören und nichts tun zu können. Was mit ihnen im Konzentrationslager geschehen war, erzählten sie nicht, aber offensichtlich war ihnen viel angetan worden. Die Nazis hatten vermeiden wollen, daß Mutter und Tochter zusammen waren. Deshalb wurde die Tochter für zwei Jahre in Einzelhaft gesteckt. Es war das einzige, worüber zu sprechen sie sich traute. Sie sagte, daß sie beinahe verrückt geworden wäre und daß die ständige Angst davor das Gefühl noch verstärkte, es wirklich zu werden. Sie führte häufig Selbstgespräche, nur um ihre Stimme zu hören. Wenn sie sie dann aber hörte, dachte sie, das wäre der Anfang des Wahnsinns. Zwei Jahre lang sah sie keine Menschenseele. Wenn sie im Gefängnishof herumlief, war sie allein. Doch ihr Geist ist ungebrochen. Ihr Mann war zu einer zehnjährigen Gefängnishaft verurteilt worden und danach für zwei Jahre in einem Konzentrationslager gewesen. Er ist jetzt 42 Jahre alt. Er sprach niemals über seine Erfahrungen, noch machte er bittere Bemerkungen. Als er aus dem Lager kam, nahm er seine politische Arbeit dort wieder auf, wo er sie hatte aufgeben müssen. Er glaubt daran und stimmt jedem Schritt der Kommunistischen Partei zu - damals wie heute.

Am Dienstag setzte ich meine Reise mit einer Fahrt nach Bergen-Belsen fort. Ich kam durch Dortmund - oder durch das, was davon übrig geblieben ist. Ich glaube, Dortmund und Bochum sind die am meisten zerstörten Städte, die ich während meiner Reise sah. Man konnte viele Straßen nicht passieren, weil Trümmerberge sie versperrten. Es schien, als hätten die Menschen sich an dieses Bild gewöhnt. Ich fuhr durch Soest und Paderborn. Auch diese beiden Städte sind stark zerstört. Hinter Paderborn entschloß ich mich, auf der Landstraße zu bleiben und nicht mehr durch die Städte zu fahren. Mein Verlangen, soviel Zerstörung wie möglich zu sehen, war befriedigt, und ich sehnte mich nach irgendetwas Grünem.

Mit dem Wetter hatte ich Glück. Als ich in Lemgo ankam, dem Hauptquartier der »United Relief and Rehabilitation Administration« (UNRRA), wurde ich für ein paar Stunden aufgehalten, weil der Mitarbeiterstab des »Joint« und anderer Organisationen zu einem monatlichen Treffen erwartet wurde. Und da ich gewissermaßen auf einer offiziellen Mission war, mußte ich zur Abwechslung eine Konferenz über mich ergehen lassen. Das gab mir aber die Möglichkeit, mein Auto mit kostbarem Benzin aufzutanken. Man kann in Deutschland kein Benzin bekommen außer bei der Armee, und obwohl ich mir einen großen Vorrat mitgenommen hatte, war von Anfang an klar, daß ich in Deutschland würde nachtanken müssen.

Die Strecke nach Lemgo war wunderschön. Ich kam durch den Teutoburger Wald und das Sennelager, Landschaften, die meine Sinne beruhigten und mir überhaupt die Kraft gaben weiterzufahren. Nach den Tagen im Ruhrgebiet hatte ich nur einen Wunsch: bloß raus aus Deutschland, und in einigen Momenten hatte ich ernsthaft erwogen umzudrehen und zurückzufahren. Hinter Lemgo ging es weiter nach Hannover: wieder eine zerstörte Stadt, nichts Ungewöhnliches mehr. Um acht Uhr abends erreichte ich Bergen-Belsen. Bei der Ankunft im Lager wird man von einem britischen Panzer begrüßt

- der erste Panzer, der während der Befreiung in das Lager eingefahren war. Man hatte ihn in ein Denkmal umgewandelt und auf ein Podest gehievt.

In Deutschland war jetzt Sommerzeit, so blieb es bis gegen elf Uhr hell. An diesem Abend führte mich der Leiter des »Joint« auf das Gelände des ehemaligen Lagers von Belsen. Wir mußten durch tiefen Morast fahren. Es war die Straße, auf der die Menschen vom Bahnhof ins Lager marschiert waren, auch im Winter, wenn tiefer Schnee lag. In der Nähe des Lagers waren Holzbaracken, in denen jetzt ausgebombte Deutsche hausten. Das eigentliche Lager ist mit Stacheldraht umzäunt. Am Eingang hat man ein großes Schild angebracht, das Deutschen den Eintritt verbietet. Der Leiter erklärte mir, sie befürchteten, die wenigen noch dort befindlichen Grabsteine könnten geschändet werden. Es ist in diesem Zusammenhang erwähnenswert, daß ich aus verschiedenen Quellen erfahren habe, daß man Filme der Alliierten über die Konzentrationslager nicht in Deutschland zeigen möchte, weil es für wahrscheinlich gehalten wird, daß es während der Aufführung zu Störungen kommt.

Wir gingen in das Lager und kamen an einem von der britischen Armee angebrachten Schild vorbei, auf dem stand, daß dies Bergen-Belsen sei, das Konzentrationslager, in dem 13.000 Menschen begraben wurden, die *nach der Befreiung* starben, sowie eine unbekannte Anzahl derer, die während des Bestehens des Lagers umgekommen waren. Um einer Typhus-Epidemie vorzubeugen, hatte die britische Armee alle Gebäude niedergebrannt. Es ist ein gewaltiges Brachfeld inmitten der ebenen Heidelandschaft. Auch wenn man nicht wüßte, was hier vorgefallen war, würde diese Gegend einen deprimierenden Eindruck hinterlassen: sandiger Grund, auf dem verkrüppelte Bäume wachsen, weil der Boden nicht fruchtbar genug ist. Keine Häuser sind zu sehen. Überall liegen noch Kleidungsfetzen herum, oder rostige Löffel. Und dann sind da die Hügel - ungefähr sechzig Zentimeter hoch, dreizehn Meter breit und siebenundzwanzig Meter lang. Auf jedem eine einfache Holztafel mit Wörtern in deutscher Sprache: »Hier ruhen 8.000 Tote« oder »5.000 Tote« oder »2.000 Tote«. Sie hatten keine Gaskammern in Belsen. Die Menschen starben vor Hunger oder an Typhus. Sie wurden durch Arbeit vernichtet - abgesehen von denen, die zu Tode gefoltert wurden.

In der Nähe des Lagers liegt ein Friedhof für 60.000 russische Kriegsgefangene. Vereinzelte Grabsteine waren nach der Befreiung von Menschen aufgestellt worden, die nicht vergessen hatten, wo ihre Familienmitglieder gestorben waren. Die Inschriften sind meist in Jiddisch, ein paar in Polnisch, manche in beiden Sprachen. Nur ganz wenige in Deutsch. Sprachlos gingen wir über diese Felder. Es ist nicht in Worte zu fassen - unmöglich auszudrücken, was du fühlst, wenn du durch einen Ort wie diesen gehst und realisierst, was nur zwei Jahre zuvor passiert war.

Ich übernachtete im Haus des »Joint«. Jede Hilfsorganisation hat ihr eigenes, kleines Gebäude. Die Mitarbeiter leben zusammen, arbeiten zusammen, essen und schlafen zusammen. Im Nachbargebäude ist die britische »Jewish Relief Unit« untergebracht. Zur Erholung fährt man manchmal gemeinsam ins Kino nach Belsen. Oder man besucht das britische Offizierskasino im benachbarten Armeelager. Wenn es möglich ist, unternimmt man am Wochenende Ausflüge ins Umland. Für die, die dort arbeiten, ist es ein hartes Leben. Aber sie alle tun ihr Bestes und scheinen von den Lagerbewohnern geschätzt zu werden.

Am nächsten Tag zeigte man mir das Lager, in dem zum Zeitpunkt meines Besuches noch mehr als 10. 000 Juden interniert waren. Es ist eine seltsame Mischung aus Gefängnis und Dorf. Die Gebäude dienten früher der deutschen Armee als Kaserne. Es sind Häuser aus Stein, dazwischen gepflasterte Straßen. Die Straßen sehen sauber aus, und auch die Häuser machen einen guten Eindruck - jedenfalls von außen. Jeder kann das Lager verlassen, muß aber zwangsläufig zurückkehren, da es keinen anderen Platz zum Bleiben gibt. Es herrscht eine quälende Langeweile. Die Mehrheit der Lagerinsassen ist in Bergen-Belsen befreit worden. Sie alle hoffen, möglichst bald herauszukommen und irgendwo in Übersee ein neues Leben zu beginnen. Die meisten wollen nach Palästina. Die Unsicherheit ihrer Zukunft ist für sie zu einem dauerhaften Zustand geworden. Viele von ihnen haben sich zu Zynikern entwickelt und sind nur noch darauf aus zu kriegen, was sie kriegen können. Sie haben ihre eigene Verwaltung, die von den verschiedenen Parteien gewählt wird - zionistische Gruppen der verschiedensten Richtungen, rechte, linke und auch religiöse.

Ich besuchte die Bibliothek und den Kindergarten. Letzterer bot einen erfrischenden Anblick. Um die Kinder kümmert man sich gut, und sie sind glücklich. Für sie ist Belsen offensichtlich eine Stadt, in der sie leben könnten. Auch den Schulkindern scheint es gut zu gehen. Die Jugendlichen hingegen sind zu einem Problem geworden. Viele von ihnen halten es nicht für nötig, ein Handwerk zu erlernen. Wofür? sagen sie, wo doch ihre Zukunft so unsicher ist. Viele der Älteren wollen keiner geregelten Arbeit nachgehen. Es macht sich nicht bezahlt, denken sie, weil der Verkauf von Zigaretten oder das Verschieben von Nahrungsmitteln und Kleidern auf dem Schwarzmarkt viel einträglicher ist. Sie scheinen sich nicht gegenseitig übers Ohr hauen zu wollen, jedenfalls nicht übermäßig. Sie »arbeiten« mit der Außenwelt - warum auch nicht. Die Außenwelt hat sie betrogen, mißhandelt, gefoltert, sie um Jahre ihres Lebens gebracht und ist sogar jetzt nicht gewillt, ihnen ein Land zuzugestehen, wo sie sich niederlassen können, fernab der Lager.

Das Geld, das sie machen, bedeutet ihnen nicht viel, da sie wissen, daß die Deutsche Mark wertlos ist, sobald sie emigrieren - und selbst dort, wo sie jetzt sind, ist die Mark nichts wert. Ihre Währung sind Zigaretten. Einige der Leute haben kleine Läden aufgemacht, nicht größer als ein Kabuff. Sie verkaufen alles mögliche - Gemüse und andere

Lebensmittel, Kleidung (auf Bestellung sogar nach Maß), Kameras oder Pelzjacken. Ich selbst »erwarb« ein Stativ für 100 Zigaretten. Sie schreiben richtige Preise auf alle Waren - nicht in Geldwert, sondern in Zigaretten. Man wundert sich, was aus diesen Leuten werden soll, wenn sie sich einst woanders niederlassen. Es ist zu hoffen, daß sie noch nicht ganz verloren sind und in der Lage sein werden, ein neues Leben sonstwo aufzubauen - aber wann und wo?

Viele mögen das Gemeinschaftsleben nicht, aber dennoch fürchten sie den Tag, an dem sie komplett auf sich selbst gestellt sein werden. Es ist schon so lange her, daß sie für sich selbst entscheiden konnten, was sie tun wollten. Die Hilfsorganisationen versuchen, zur Eigeninitiative zu ermutigen, soweit es geht. Während es früher eine Gemeinschaftsverpflegung gab, wird den Leuten heute die Möglichkeit gegeben, eigene Mahlzeiten zuzubereiten. Sehr häufig treten Tuberkulose-Fälle auf. Belsen hat ein eigenes großes Krankenhaus, und die Ärzte versuchen, vorbeugende Maßnahmen zu treffen.

Ich fuhr über die Autobahn nach Herne zurück. Noch am gleichen Abend besuchte ich einen Arzt und seine Familie, die ich schon vor meiner Ausreise in die Staaten kennengelernt hatte; eine der wenigen Personen aus dem Mittelstand, die scheinbar nie, noch nicht einmal unter Hitler, einer politischen Partei angehörte. Er hatte versucht, anständig zu bleiben, und war einer der wenigen, der sich nicht darüber beklagte, wie schlecht es Deutschland gehe, sondern die gegenwärtige Lage als Folge des Nazismus erwartet hatte. Während des Krieges hatte er zu einer kleinen Gruppe von vier oder fünf Männern gehört, die sich zusammengeschlossen hatten, um Nachrichten aus England zu hören. Es scheint, daß eine überraschend große Zahl von Menschen den Londoner Sender gehört hat. Er konnte mir über viele ehemalige Bekannte aus meiner Heimatstadt berichten. Die meisten waren natürlich Nazis gewesen. Einige wurden während des Krieges getötet.

Noch einmal fuhr ich durch das Ruhrgebiet. Wieder sah ich Ruinen, von Unkraut überwuchert. Ich war in Gelsenkirchen, Recklinghausen, Haltern, Dülmen. Ich fuhr durch die Haard, wo ich früher mit Freunden oft auf Fahrt gegangen war. Ich fuhr nach Essen und Werden und erinnerte mich an die vielen Wochen, die ich dort als Kind während der Ferien verbracht hatte. Ich sprach mit weiteren Menschen, die ich gekannte hatte oder deren Namen mir genannt wurden, weil sie versucht hatten, anständig zu bleiben. Diejenigen, die keine Nazis gewesen waren, waren ziemlich mutlos. Sie mußten jetzt das Schicksal der Nazis teilen - mitunter war ihr Los sogar noch schlimmer. Die Nazis scheinen gute Beziehungen nach Übersee zu haben und bekommen Hilfspakete, während all jene, die keiner politischen Gruppierung angehörten, mit ihren deutschen Rationen auskommen müssen. Ich lernte Menschen kennen, die heldenhaft alles getan hatten, um Hitler nicht dienen zu müssen, einen Mann etwa, der sich seinen Arm von einem Arzt brechen ließ, weil er nicht zur Wehrmacht wollte, und einen anderen, der sich aus dem gleichen Grund am Magen operieren ließ. Diese Menschen taten das nicht aus Angst, denn der Widerstand, den sie tatsächlich leisteten, war weit gefährlicher. Aber solche Menschen gibt es nur wenige; sie scheinen die Ausnahme zu sein. Die meisten von ihnen stimmen mit mir darin überein, daß die Deutschen sich nicht verändert haben und noch genauso faschistisch sind, wie sie waren.

Drei Tage nach meiner Abreise aus Belsen verließ ich endgültig das Ruhrgebiet in Richtung Frankfurt. In Düsseldorf besuchte ich einen Arzt, der Mitglied der Kommunistischen Partei war und immer noch ist. Er hat viele Hoffnungen für die Zukunft, aber einige dieser Hoffnungen hören sich nicht sehr überzeugend an. Er wirkt, ähnlich wie viele seiner Genossen, niedergeschlagen und irgendwie verloren. Ihr Enthusiasmus scheint verflogen zu sein. Er ist einer der am meisten beschäftigten Ärzte in einem Arbeitervorort von Düsseldorf. Die Benzinration für sein Auto liegt bei 40 Litern pro Monat. Mehr Benzin ist nur über den schwarzen Markt erhältlich, aber dafür muß man entweder sehr reich sein oder viele Stangen Zigaretten besitzen.

Weiter ging es über Köln, Bonn, Königswinter, Koblenz - einst vertraute Städte. Wann immer ich anhielt, um meinen Tank mit dem Inhalt eines meiner Armee-Reservekanister aufzufüllen, waren die Leute eifrig bemüht, mir zu helfen. Die Bewunderung für Uniformen ist kolossal, und sie versuchen, der Besatzungsarmee zu gefallen.

Koblenz ist schrecklich zerstört. Es ist nicht wiederzuerkennen. Ich hatte anfangs geplant, dort zu übernachten, aber nachdem ich die Stadt gesehen hatte, hielt ich meine Chancen, in einem kleineren Ort eine Übernachtungsmöglichkeit zu finden, für größer und fahr weiter. In der Nähe von Bonn wechselte ich von der britischen in die französische Zone. Als der deutsche Polizist an der Zonengrenze sah, daß ich eine Uniform trug, stellte er mir keine Fragen, und ich brauchte nicht einmal meinen Wagen anzuhalten.

Ich hatte Gelegenheit, mit dem Besitzer eines Restaurants in Niederlahnstein zu sprechen. Er war NSDAP-Mitglied und sechs Jahre lang Soldat der Wehrmacht gewesen, aber nun »verärgert über Hitler«. Ich dachte, endlich mal jemand, der einen wirklichen Sinneswandel durchgemacht hat, aber ich irrte mich. Er war deswegen verärgert über Hitler, weil der nach Stalingrad den Kampf nicht aufgegeben hatte, als doch jeder sehen konnte, daß der Krieg für Deutschland verloren war. Er hielt es für verständlich, daß die Deutschen als intelligentes Volk versuchen würden, zu expandieren und ihre westlichen Nachbarn zu beherrschen. Er verachtete wirklich nur Hitlers armseliges Urteilsvermögen!

Am nächsten Morgen fuhr ich weiter den Rhein entlang, der so schön war wie eh und je. Am Fuße der Lorelei trank ich eine Flasche Mineralwasser. Die Frau am Erfrischungsstand versicherte mir, daß sie »niemals für Hitler gewesen sei«.

Danach begann sie, sich bitter darüber zu beschweren, wie schlecht das Geschäft jetzt liefe. Dabei sei es selbst unter Hitler schon schwierig gewesen, weil das Lorelei-Lied nicht erlaubt war und das Ausflugsziel damit an Attraktivität verloren hatte.

Kurz danach passierte ich die französisch-amerikanische Zonengrenze. Die Franzosen hatten mein Französisch gelobt und mich ohne Schwierigkeiten passieren lassen. Die Amerikaner stellten mir alle möglichen Fragen und waren kurz davor, mich in die französische Zone zurückzuschicken, da ich keine Ausreisegenehmigung hatte. Schließlich überzeugte ich sie davon, daß es Sache der Franzosen war, sich Gedanken über meine Ausreisegenehmigung zu machen, und für die amerikanischen Militärpolizei allein meine Einreisegenehmigung für die amerikanische Zone von Interesse war.

In Assmannshausen wollte ich eine Mahlzeit im amerikanischen Offiziersklub einnehmen, aber alle bedauerten, nichts für eine Durchreisende tun zu können, und schickten mich weiter nach Wiesbaden. Ich beschloß, mich weiter an Zwieback, Salami und Mineralwasser zu halten, und versuchte, die Landschaft, die ich durchquerte, zu genießen. Ich hatte ursprünglich vorgehabt, über Nacht in Wiesbaden zu bleiben und durch die mir wohlbekannten Straßen zu schlendern. Doch sie waren alle zerstört. Viele amerikanische Soldaten schienen nur über das Wochenende nach Wiesbaden gekommen zu sein. Die Deutschen waren eifrig bemüht, ihnen gefällig zu sein. Die Atmosphäre war sehr beklemmend.

Ich fuhr weiter nach Frankfurt und meldete mich bei dem für Durchreisende zuständigen amerikanischen Offizier. Erfolgreich überstand ich die sorgfältige Überprüfung meiner Reisegründe. Als ich ihm auf Nachfrage antwortete, daß ich Zivilistin sei, war er nicht zufrieden und bestand auf einem Armeegrad. Ich machte mich zum Major, und offensichtlich war der Sergeant hinter dem Schreibtisch damit zufrieden, denn er besorgte mir ein Zimmer im Hotel Excelsior und arrangierte meine Verpflegung im Hotel Carlton. Am nächsten Morgen ging ich zum Büro des »Joint« und von dort aus zum Mittagessen in eines der IG-Farben-Gebäude. Die frühere Verwaltungszentrale der IG-Farben ist inzwischen ein amerikanischer Stützpunkt. Sie war von den Bombardierungen unberührt geblieben. Nach Angaben der Armee war es ursprünglich geplant, diese Gebäude zum Hauptquartier der Besatzungsarmeen zu machen. Es ist wie eine Stadt innerhalb der Stadt. Die Ehefrauen und Kinder der amerikanischen Soldaten leben dort und haben ihre eigenen amerikanischen Schulen und andere Einrichtungen.

Zwischen Frankfurt und Mainz wechselte ich wieder von der amerikanischen in die französische Zone hinüber. Mitten in Mainz blieb mein Auto liegen. Ein paar französische Soldaten bastelten eine Zeitlang daran herum, aber ich brauchte mehr Unterstützung, als sie leisten konnten, da ein Teil des Anlassers kaputt war. Wir fuhren durch Mainz und die umliegenden Orte, um das benötigte Ersatzteil zu besorgen, aber ohne Erfolg.

Einer der Soldaten sprach fließend elsässisches Deutsch, und sein Französisch hatte einen Marseiller Akzent. Ich machte eine Bemerkung darüber, und er begann, von seiner Familie zu erzählen. Seine Mutter war Elsässerin gewesen, sein Vater stammte aus dem Süden. Beide Eltern waren durch einen Bombenangriff getötet worden. Der Junge hatte sich dem Maquis (der Resistance, d. Ü.) angeschlossen und war schließlich von den Deutschen gefangengenommen und nach Deutschland deportiert worden. Niemand sei ihm geblieben auf dieser Welt, erzählte er, so betrank er sich jede Nacht. Er sprach davon, mich zu begleiten; es sei so nett, eine solche Reise an der Seite einer Frau zu unternehmen.

Nachdem wir das notwendige Ersatzteil nicht finden konnten, entschloß ich mich, die Reise fortzusetzen, hoffend, daß das Auto nicht den Geist aufgeben würde. Ich fuhr durch Bingen in den Hunsrück. Es war ein schöner Abend. Ich fuhr durch Simmern und Bernkastel und dann die Mosel hinauf. Ich mußte mit einer Fähre über den Fluß setzen und kam gegen elf Uhr nachts in Trier an. Auch Trier ist schwer beschädigt, und es war ein seltsamer Anblick, daß einige der Hotels inmitten der Ruinen hell erleuchtet waren. Die Französische Armee feierte den 14. Juli, und die deutsche Bevölkerung hatte sich den Feierlichkeiten angeschlossen. Man konnte sie französische Lieder singen hören, und sie trugen blaue-weiß-rote Bänder. Als ich mich für ein Hotelzimmer eintragen ließ, fragte mich der Offizier nach meinem militärischen Rang. Um nicht höher zu stehen als der für das Armeelager Verantwortliche, der nur ein Sergeant war, degradierte ich mich und ließ mich als Captain registrieren.

Glücklicherweise fand ich am nächsten Morgen eine Möglichkeit, mein Auto reparieren zu lassen. Es würde bis zum Nachmittag dauern; so hatte ich Zeit, mich umzusehen und ein bißchen auszuruhen. Ich ging durch die zerstörten Straßen, sah einigen Männern zu, die damit beschäftigt waren, Trümmer zu beseitigen (ein sehr seltener Anblick in Deutschland!), und setzte mich schließlich zur Erholung an die Mosel. Als ich das Auto abholte, kam das Problem der Bezahlung. Wir einigten uns auf 35 Mark und acht Zigaretten.

Nach 40 Kilometern überquerte ich die Grenze zu Luxemburg. Das war mein Abschied von Deutschland, aber ich bedauerte es nicht. Hier, in Luxemburg, war ich auf freundlichem Gebiet. Während ich bei jedem zuvorkommendem Deutschen das Gefühl gehabt hatte, daß seine Freundlichkeit falsch war, empfand ich sie hier als echt; die Menschen konnten es sich leisten, *nicht* freundlich zu sein, wenn sie dies wollten.

Auf meinem Rückweg fuhr ich langsam durch die Ardennen. Ich wollte das Gefühl der Entspannung und Befriedigung tief in mich aufnehmen, Deutschland mit all seinen Schrecken, all seiner Falschheit, seiner Feindseligkeit und seinem Elend

hinter mir gelassen zu haben. Ich fühlte mich erleichtert.

Übersetzung aus dem Englischen von Ralf Piorr und Stefan Stövesand

Konkret 05/98, S. 31

Wolfgang Pohrt

Pohrt antwortet

Alter Petzer

Wolfgang Kraushaar, vormals SDS Frankfurt, heute Hamburger Institut für Sozialforschung, hat am 7. April in der »FAZ« eine ganze Seite über »die barbarische und gar nicht schöne Infiltration der Studentenbewegung durch die Organe der Staatssicherheit« vollgeschrieben - Titel: »Unsere unterwanderten Jahre«. Wie fanden Sie den Text?

Wie den Titel. Da fletscht einer die Zähne, und er sperrt den Rachen auf, wie wenn er beißen wollen würde. Aber dann traut er sich wieder nicht. Das ergibt eigenartige Verrenkungen. Statt die Fakten, die man nicht hat, aber braucht, frei zu erfinden, wird die Sprache verbogen. Es entsteht diese seifige Mischung aus Verlegenheit und Verlogenheit, eigentlich unverständlicher Schwulst. Unter einem »unterwanderten Jahr« stelle sich einer mal was vor.

Und warum haben Sie angebissen?

Drei Worte im redaktionellen Vorspann hatten mich gereizt: »Dutschke«, »ermordet«, »KGB«. Das sah nach einer saftigen Agentengeschichte aus, mit vergifteten Regenschirmspitzen oder Zigarren und sowas. Statt dessen gibt's erstmal Szenen aus dem Familienalbum. Da macht einer in Illustriertenkolportage, aber es klingt eher nach der »Bäckerblume«: Schlüssellochperspektive, der Erzähler berichtet live, wie »Gretchen« - so nennt er Frau Dutschke - einen ominösen Umschlag aufreißt, mit »zitternden Fingern« natürlich. Was steckt drin? Kein Gepäckaufbewahrungsschein, kein Belastungsmaterial. Bloß Rudi Dutschkes Mitteilung, er glaube, daß die Stasi oder der KGB ihn umbringen wollen könnten. Der Leser darf sich mächtig vergackeiert fühlen, aber wer sowas liest, ist selber schuld.

Immerhin hat Kraushaar wie es heißt, »anhand erstmals zugänglicher Dokumente der Gauck-Behörde« herausgekriegt, daß die SED und ihre staatlichen Organe versucht haben, Einfluß auf die APO zu gewinnen und die Neue Linke auf ihre Seite zu ziehen.

Alzheimer. Kraushaar muß unter Alzheimer leiden, sonst bräuchte er die Dokumente der Gauck-Behörde wirklich nicht. Er war doch damals dabei. Und aus dem Frankfurter SDS war der KPD-Mann nicht wegzudenken, ein älterer, sehr integerer, etwas bieder und ärmlich wirkender Genosse, immer mit dem Fahrrad unterwegs, lange bevor das in Mode kam: die DDR in Person. Seine gruppendynamische Funktion bestand darin, erheiternd, entspannend und einigend zu wirken. Immer dann, wenn er den Standpunkt des Proletariats darzulegen versuchte, gab er den restlichen Mitgliedern der Versammlung das Gefühl, sie wären dem Redner haushoch überlegen und ertrügen sein dummes Geschwätz nicht mehr. Der KPD-Mann hatte die Rolle des Dorfdeppen zu spielen, den man auslachen durfte. Es war ein billiges Vergnügen, und die traurige Lehre daraus ist, daß leider auch politische Vereinigungen oft wie ekelhafte Dorfgemeinschaften funktionieren.

Aber Sie räumen ein, daß es die »dreisten Einflußnahmen«, von denen Kraushaar spricht, gegeben hat.

Selbstverständlich. Es gab außer dem KPD-Mann die Gewerkschafter, die Trotzkisten, die Sozialdemokraten, die Maoisten, die Antiautoritären etc. Jeder beackerte jeden. Wir verstanden das damals als unseren Hauptberuf. Das Resultat war eine selbstreferentielle Scheinwelt, weil uns die konkurrierenden Fraktionen wichtiger wurden als die gesellschaftliche Realität. Von »Infiltration« oder »Unterwanderung« sprach bei alledem keiner, zumal solche Begriffe dem Wortschatz des verpönten östlichen Parteikommunismus zugerechnet wurden.

Das Drollige an diesem Kraushaar ist ja, daß er, wenn er die politische Arbeit jener Zeit in den Kategorien von »Infiltration« und »Unterwanderung« begreift, gleichsam rückwirkend eine »Säuberung« fordert. Der Antikommunist entpuppt sich als paranoider Stalinist. Wie man sich dies Syndrom erklären soll, weiß ich nicht genau. Vielleicht hilft es, wenn man sich daran erinnert, wann im Verlauf der Protestbewegung erstmals vom »Unterwandern« der Sache nach die Rede war. Nämlich an dem Punkt, wo sich die Linken zum »Langen Marsch durch die Institutionen« entschlossen. Das Rezept: Gesinnungsfeste Revolutionäre, wie wir sie sind, tarnen sich zwecks besseren Fortkommens im Berufsleben als strebsame Bürger. Wenn wir alle Karriere gemacht haben, werden die Karten aufgedeckt, und die Revolution ist perfekt. Ganz hat den frommen Schwindel natürlich keiner geglaubt, und irgendwann merkt der vermeintlich Unterwandernde, daß er der Unterwanderte ist. Er kriegt dann ein Identitätsproblem. »His masters's voice«, wie wir den Patienten mal nennen wollen, kämpft folglich gegen Einflüsterungen an. Freilich nicht gegen die des Masters, sondern gegen die Stimme des eigenen Gewissens. Und so ganz unrecht hat er ja nicht mal, wenn er nun gegen den Kommunismus wettert.

Politische Einflußnahme ist eine Sache. Aber Kraushaar deutet an, daß das MfS die Protestbewegung obendrein durch IMs ausspionieren ließ.

Sonderbar. Unser Problem war es doch damals nicht, irgendwelche Sachen geheimzuhalten. Sie an die Öffentlichkeit zu bringen war schwer. Aushorchen hat uns niemand müssen, ganz im Gegenteil. Geduldige Zuhörer waren Mangelware. Den Mitteilungsdrang, den wir damals hatten, ertrüge ich bei anderen heute auch nicht mehr. Mein Alptraum: Führungsoffizier

von IM Biermann zu sein. Einmal angeworfen, hört der nicht mehr auf Er ist jetzt schon bei der Lebensgeschichte der Urgroßmutter, und ich muß den ganzen Stuß protokollieren.

Das giftige Ressentiment gegen angebliche oder wirkliche IMs ist ein Mauerblümchensyndrom. Es speist sich aus dem Neid auf Leute, die nichts zu verraten, aber wenigstens einen Zuhörer oder Leser hatten. Im Falle Kraushaars kann ich das sogar verstehen. Er spinnt ein zähes Garn, und ehe er seine Marktlücke fand, dürfte man ihm seine Texte kaum aus den Händen gerissen haben. Aber nicht mal die Stasi hat von ihm was wissen wollen, und mir ging es, wie ich gestehen muß, ebenso. Warum? Warum hat mich nie der KGB kontaktiert? Man könnte fast schon einen Minderwertigkeitskomplex kriegen.

Angeblich flossen aus der DDR auch Gelder.

Nicht genug. Und von den kümmerlichen 20.000 Mark, die Kraushaar erwähnt, kam jedenfalls beim Bundesvorstand des SDS in Frankfurt nichts an. Ich war dort - 1968, glaube ich - mal Finanzreferent. Die häufigste Frage damals: Können wir uns noch Papier und Matrizen für 3.000 Flugblätter leisten oder nicht? Dann gab es mal eine Situation, wo wir wegen Mietrückständen fast aus den Büroräumen geflogen wären. Gerettet haben uns 2.000 Mark von einem Spender - liberales, gut betuchtes Bürgertum, nicht etwa KPD. Was ich den Parteikommunisten vorwerfen würde, ist eher ihre Knauserigkeit.

Aber was soll die ganze Pfennigfuchserei. Wenn politischer Einfluß damals für Geld zu haben gewesen wäre, hätte der BDI den SDS gekauft. Zumindest hätten die von ihren Mutterparteien hochsubventionierten Gruppen wie RCDS und SHB die Protestbewegung dominiert. Beim besten Willen hätte die SED nicht heimlich so viel geben können, wie CDU oder SPD ganz offen geben konnten. Vielleicht, weil er sich selbst, zu Recht oder nicht, für käuflich hält, glaubt Kraushaar, alle Welt wäre käuflich. Sie war es damals nicht.

Aber behauptet wird doch, daß der Autor Hans G. Helms für ein linientreues Buch 25. 000 Mark verlangte.

Kraushaar ist teurer, aber er hat auch den mieseren Job erwischt. Wenn der Denunziant das Spitzelwesen anprangert, macht er keine gute Figur. Vor 30 Jahren hätte unsereiner über so einen gesagt: alter Petzer.

Der Realsozialismus ist perdu, die Kommunisten sind verschwunden oder keine Kommunisten mehr, die rote Gefahr ist bei null. Was erklärt den Eifer, mit dem Leute wie Kraushaar sich auf die Leiche stürzen?

Vielleicht ist die fortgesetzte Leichenschändung eine Art Wiederbelebungsversuch. Die linken Streber, die in der Öffentlichkeit die Rolle des zurückgezogenen bürgerlichen Gelehrten spielten, waren die braven Jungs, solange es auch die bösen Buben gab. Links wäre man als fortschrittlicher Mensch ja gern gewesen, aber nicht um den Preis, daß die rohen Schreier es mit der Forderung nach Enteignung zu weit trieben. Wie gut also, daß es auch Linke gab, die sich über unsere Zivilisation im 20. Jahrhundert den Kopf zerbrachen, statt einfach »Zerschlagt das Kapital« zu brüllen. Das schienen Leute zu sein, mit denen man sich im Falle eines Machtwechsels hätte verständigen können.

Aber es droht halt nun kein Machtwechsel mehr. Und seit die linken Streber nicht mehr als das kleinere Übel betrachtet werden müssen, merkt jeder, daß sie nur noch Langweiler sind.

Konkret 05/98, S. 32

Joachim Rohloff

Die graue EminenzIn

Fast gleichzeitig sind zwei Biographien über Alice Schwarzer erschienen. Ob Frau Schwarzer soviel Aufmerksamkeit noch verdient, klärt keine von beiden

Henryk M. Broder weiß nun endlich »alles, was wir schon immer über Alice wissen wollten, aber nicht wußten, wo wir nachschlagen sollten. Doch die öffentliche Hinrichtung, wie sie von der Delinquentin offenbar erwartet wird, ist dieses Buch nicht. Ganz im Gegenteil, Bascha Mika spricht in der Einleitung von einer >außergewöhnlichen Persönlichkeit mit einem exemplarischen Lebenslauf< und fragt rhetorisch an: >Wer, wenn nicht sie, hätte eine Biographie verdient?<« Wer aber eine Hinrichtung eher vom Henker erwartet als vom Delinquenten, hat vielleicht über Alice Schwarzer schon immer zuviel gewußt, er kennt auch keine rhetorischen Anfragen und würde an niemandem je eine Kunst befürchten. Broder dagegen weiß auch, »was die Alice-Schwarzer-Gemeinde an ihrem Idol schätzt, bewundert und befürchtet: die Kunst des Zurückschlagens.« Und wenn die Biographin sich rühmt, sie habe »viele Tabus und Denkverbote verletzt«, und den notorischen »Mangel an Streitkultur« beklagt, die Heldin der Biographie aber aus ihrem »Fall« einen »weiteren Anstoß für die so dringend notwendige Ethik-Debatte« machen will, dann handelt es sich um das übliche Mediengedöns und man wahrt den entsprechenden Sicherheitsabstand.

1994 erhielt Bascha Mika den »Journalistinnen-Preis« der Zeitschrift »Emma«. Aber nicht dafür: »Frauenbewegung. Welche Attacke öffnet das Einfallstor in die patriarchale Festung? 1968: >Befreit die sozialistischen Eminenzen von ihren bürgerlichen Schwänzen!< skandieren die Frauen vom SDS, dem Sozialistischen Deutschen Studentenbund. Und weil das Beil noch nicht scharf ist, knallt SDS-Frau Rüger ihrem Genossen Krahl eine Matschtomate an den dialektisch-dozierenden Dez. Die Folge: Weiberräte, Aktionen, Demonstrationen. Studentinnen und APO-Frauen sind munter.«Absatz. »Auftritt: Alice Schwarzer. Wie ein Wirbel wuscht sie Anfang der 70er Jahre in die erwachende Frauenszene. Mit überbordender Körperlichkeit und dem hemmungslosen Charme tyrannischer Naturelle. Nicht groß, doch in allem üppig: der Figur, den ausladenden Gesten, dem unglaublich breiten Lachen. Die Augen sehr wach, klug, kühl« usw.

Diese Zeilen versprechen eine glänzende Karriere, sie stammen aus einem »Taz«-Artikel, mit dem zwei Jahre später Bascha Mika ihre Gönnerin rabiat angriff. Alice Schwarzer sei macht- und geltungssüchtig, hieß es da, sie habe sich zwar vor Jahrzehnten, insbesondere im Kampf gegen den Paragraphen 218, einige Verdienste erworben, inzwischen aber habe sie die Frauenbewegung verraten und suche nur noch den eigenen Vorteil. Im Grunde verachte sie alle Frauen, die nicht so stark sind wie sie selbst, beute ihre Mitarbeiterinnen aus und richte sie seelisch zugrunde: »Da versucht eine Frau, andere Frauen zu brechen, psychisch zuzurichten, provoziert die Malträtierten, bis diese zurückschlagen«, und betrügt sie obendrein um ihr Geld. Die Gewinne des »Frauenkalenders« nämlich habe Schwarzer sich ebenso widerrechtlich angeeignet wie später die Kapitaleinlagen der »Emma«-Gründerinnen. Außerdem begehe sie einen frechen Subventionsbetrug,

seit sie ihre Redaktion im staatlich geförderten »feministischen Archiv« einnistete: »Da steht sie nun, die Ausstellungsfigur des Feminismus. Mit Stadtwohnung und Landhaus, teuren Fummeln und schwarzem Saab, heiteren Auftritten und prominenten Freunden.«

Vielleicht kann, wer schreibt wie eine Arschgeige, trotzdem recht haben. Daß Alice Schwarzer eine Bewegung, die es nicht mehr gibt, folgerichtig auch nicht mehr repräsentiert, kann man ihr aber schwerlich vorwerfen. Daß sie nur noch ihre »Emma«, ihre Gemeinde und ihr Bankkonto pflegt, sollte man ihr ausgerechnet in der »Taz« auch nicht vorhalten. So blieb neben der Nachricht, die Schwarzer sei ganz schön macho, nur die Behauptung finanzieller Grausamkeit. »Die Gruppe«, die den »Frauenkalender« herausgibt, fordert eines Tages, so Mika, »das Projektgeld, Alice Schwarzer weigert sich.« Es ist nur die halbe Gruppe, und sie wird ausbezahlt. Schwarzer aber? »Sie verdient. Bis heute. An der gemeinsamen Idee. Ein Muster, das sich wiederholen wird.« Denn die »Emma« soll sie auf ähnliche Weise in ihren Besitz gebracht haben. Es sind aber doch wohl ihre Idee und ihr Geld, denen die GmbH sich verdankt. Eine größere Gruppe, insinuierte Mika, habe investiert, tatsächlich brachte Schwarzer 250 Riesen auf, die anderen nur Kleingeld, das ordnungsgemäß verzinst wurde. Und was die Zweckentfremdung von Steuergeldern betrifft, so wären noch ganz andere kriminelle Taten gerechtfertigt, wenn sie ein lesbares Blatt am Leben erhielten. Die »Taz« nahm 1996 noch keine Bundeswehrannoncen, sondern Anstoß und meldete dem Kölner Regierungspräsidenten einen Skandal, der aber so recht keiner werden wollte.

Leider ist » Emma « unlesbar. Das Ende jeder sozialen Bewegung sei spätestens dann erreicht, schrieb Wolfgang Pohrt anläßlich der »Taz«, wenn sie ihre eigene Zeitung gründet. Und wenn Schwarzer mit ihrem Blatt jemals etwas anderes wollte, als eben ihr eigenes Blatt zu haben, so will sie heute bestimmt nichts mehr, was nicht auch die »Brigitte« wollen könnte. Zuerst kämpfte frau gegen den Abtreibungsparagraphen, dann gegen Pornographie, jetzt kämpft sie in einer monatelangen »Kampagne« für die Gleichberechtigung des Damenfußballs. Um vom miesen literarischen Stil zu

schweigen - ein weiteres Organ, das die üblichen dummen Gesichter ausstellt, hätte es wirklich nicht gebraucht. Im Januar waren es Blüm, Dirk Bach, Til Schweiger, Lindenberg, Gottschalk, Götz George, Leander Dingens und Biolek; für den Mai wurde uns eine besondere Überraschung versprochen: Harald Schmidt? Der Kanzler selbst? Ratzinger? Wo » Emma « nicht lächerlich ist, da ist sie reaktionär. Wer von der Geschichte der Bundesrepublik nichts wüßte, könnte allein am Unterschied zwischen Ulrike Meinhofs Artikeln über Jürgen Bartsch und dem, was heute in »Emma« über »Kinderschänder« steht, den intellektuellen Niedergang der letzten zwanzig Jahre ermessen.

Schwarzer schlug übrigens im Januar ein neues Synonym vor: »die Nabokovs«. Brav apportierte im nächsten Heft der »Frauenstammtisch Waldbröl« den blendenden Einfall, alle »Emma-Clubs« sollten »Aktionen vor Kinos machen, die >Lolita< zeigen. Ihr organisiert zum Beispiel Gruppen von Frauen, die sich vor dem jeweiligen Kino postieren und auf den Inhalt des Films aufmerksam machen, zum Beispiel durch Transparente. Auf diesen Transparenten könnte stehen: Lolita, die schönste Liebesgeschichte der Weltliteratur? Lolita, eine pädophile Männerphantasie? Frauen, wollt ihr wieder zu Babydolls mutieren? Lolita ist Opfer - nicht Täterin! Lolita - das Herrenrecht auf Kindersex? Wir wollen mit dieser Demonstration die Kinobesucher zwingen, sich mit den Inhalten des Films auseinanderzusetzen. Mit feministischen Grüßen!«

Ist das immer noch die Dialektik der Aufklärung oder schon die Logik der Verblödung? Der Staat wird wissen, warum er ihr das Bundesverdienstkreuz gab. Zwar braucht die Bundeswehr gar keine Frauen, doch wer so bös anfing, um so nett zu enden, soll nicht unbelohnt bleiben. Schwarzer zierte sich zunächst, nahm den Orden schließlich aber doch - nicht für sich selbst natürlich, sondern für alle Frauen. So wie ihn ja auch jeder Brandmeister nicht für sich selbst nimmt, sondern als Stellvertreter seiner Männer und quasi als lebendige Allegorie des Feuerwehrgedankens.

Als nun Bascha Mika sie, die »kritische Biographie« zu runden, um ein Interview bat, witterte Schwarzer weiteres Unheil. Ob sie eine Autobiographie erwägte, die alle Verleumdungen teils rückwirkend, teils prophylaktisch widerlegt hätte, ist nicht überliefert. Schließlich sprangen Anna Dünnebier und Gert von Paczensky ein; sie wollten eigentlich nur noch Kochbücher schreiben, gingen aber mit ihrer »autorisierten Biographie« wenige Tage vor Mika durchs Ziel. Nun wird Alice Schwarzer endlich als der nette Mensch beschrieben und bewundert, der sie zweifellos manchmal ist. Was immer Böses andere Frauen über sie sagten, wird hier auf seine wahre Bedeutung reduziert: Die Betreffenden hätten sich allenfalls am Rande des Schwarzerschen Wirkungskreises bewegt, kennten sie eigentlich gar nicht, und außerdem sei das alles längst vergangener Schnee.

Wenn es um besagte Geschäfte geht, scheinen die autorisierten Argumente der Wahrheit näher als die kritischen. Mika wiederholt in ihrem Buch die Vorwürfe des »Taz«-Artikels, steht aber nicht an, auch Schwarzers Leistungen umfassend zu würdigen. Dem Leumund wird trotzdem noch größerer Schaden zugefügt- Schwarzer mache Frauen öffentlich nieder, um sich mit Männern privatim zu verschwistern. So habe sie einen ihrer ärgsten Feinde und Prozeßgegner, Henri Nannen, heimlich geduzt. »Bei Alice hab ich mich gefühlt wie der Frosch vor der Dampfwalze«, soll Claudia Pinl, eine ehemalige Emma, gesagt haben, und »sie ist ein Stück paranoid«. Ob das wohl stimmt? Denn wer in aller Welt redet so? Womöglich hat sie gesagt, die Dampfwalze sei ein paranoides Stück oder ein Stück weit paranoid. Schwarzers partielle Paranoia erklärte immerhin, warum Eduard Zimmermann sich »in allerletzter Zeit sogar dabei ertappt, sie ausgesprochen sympathisch zu finden«.

Daß Alice Schwarzer 1978, auf dem Höhepunkt der RAF-Hysterie, Gudrun Ensslins Schwester einen Job gab, wird von allen Biographen mit lobenden Worten erwähnt. Nun aber sagt Christiane Ensslin sowas: »Alices starke, körperliche Präsenz, das permanent Laute an ihr und ihre Unfähigkeit, zur Ruhe zu kommen, haben mich in einen Zustand versetzt, in dem ich weder normal denken noch reagieren konnte. Ich glaube, sie ist ein sehr unfreier Mensch, sie steht stark unter Druck. Und dann ihr ständiges Drängen in die Öffentlichkeit ... « Es gebe keine Dankbarkeit mehr unter den Menschen, erwidern Dünnebier und Paczensky, die Schlampe habe ja ihren Schreibtisch nie aufgeräumt und in ihrem Papierkorb habe Schwarzer uneingelöste Schecks gefunden. Und dann noch zwölftausend Mark an Abfindung mitnehmen! Ist es nicht allerliebst? Man wünschte sich mehr solcher konkurrierenden Biographien. Und damit auch folgender Tratsch nicht unerwähnt bleibt: Broder, ein Freund aller beteiligten Häuser, schimpfte Paczensky einmal einen »Feinschmecker«. Woraufhin dieser Broders Aufnahme in den Pen vereitelt haben soll. Broder, nicht faul, begann ein Verhältnis mit Paczenskys Tochter. Ob es dieselbe war, von der er später sagte, sie habe sich in einem Alter zum Feminismus bekehrt, in dem andere Frauen ihre Enkel spazierenfahren, weiß man nicht. Broder jedenfalls ließ das seiner Person gewidmete Kapitel des autorisierten Werks von seinem Anwalt prüfen, eine Klage aber lohne sich nicht. Schade.

Zu des Lesers Vergnügen oder Überdruß verpaßt Mika dem Elend noch eine psychologische Deutung. Als hätte sie erstmals in ihrem Leben etwas begriffen, referiert sie treu und doof die Theorien der amerikanischen Psychoanalytikerin Karen Horney und diagnostiziert im vorliegenden Fall ein unerfülltes Liebesverlangen und frühkindliche Demütigungen, die zu übertriebenem Ehrgeiz und neurotischem Gockeltum führen mußten oder, besser gesagt, »zum permanenten Powerplay der Vorzeigefeministin«. Wahrlich, »es fällt einem wie Schuppen von den Augen, ... solche Interpretationen sind aber nicht zwingend, man kann die Dinge auch anders sehen«. Denn die Abwesenheit der Eltern, die Stärke der Großmutter

und die Schwäche des Großvaters hätten auch Männerverachtung und Frauenverehrung erzeugen können, es kam aber gerade andersrum.

Was hat Henryk M. Broder mit alldem zu schaffen? Er rezensierte Mikas Buch im »Spiegel«, verschwieg aber, daß er selbst darin vorkommt. Denn 1986 veröffentlichte er eine exzellente Polemik gegen den »ewigen Antisemiten«, und zwei seiner Hauptfeinde waren damals Alice Schwarzer und Rudolf Augstein: »Ich sehe keinen grundsätzlichen, allenfalls einen graduellen Unterschied zwischen einem Alt- oder Neo-Nazi, der >Juda verrecke!< brüllt, und einer Alice Schwarzer, die angesichts solcher Ausbrüche zutiefst >betroffen< ist, zugleich aber eine Mitarbeiterin für untragbar erklärt, weil diese, wörtlich, >die Geliebte eines militanten Juden(ist. Und ebenso sehe ich nur einen vergleichsweise geringen Unterschied zwischen einem Propagandisten der >Auschwitz-Lüge< und einem seriösen Publizisten wie Rudolf Augstein, der bei vollem Bewußtsein und ohne sich dafür zu schämen erklärt, es gebe >keinen moralischen Unterschied zwischen der schweigenden Mehrheit der Deutschen und der schweigenden Mehrheit der Juden<, denn weder die Deutschen noch die Juden hätten sich damals, im Dritten Reich, für ihre Nächsten geopfert. Augstein muß wissen, daß er damit die Täter mit den Opfern gleichsetzt und darüber hinaus die Täter auf Kosten der Opfer entlastet, indem er beide für gleichermaßen schuldig erklärt, obwohl doch die schweigende Mehrheit der einen im KZ saß und die schweigende Mehrheit der anderen Hitler zujubelte.«

Mit seinem Urteil über Augstein hatte Broder zweifellos recht. »Und keiner stand auf und haute dem Rudi eine runter«, seufzte er damals. Aber es fällt schwer zu glauben, daß Alice Schwarzer je eine Antisemitin war, weiß sie doch bis heute nicht, was Antisemitismus ist. Wenn ein Mann ausnahmsweise seine Frau nicht schlägt und seine Tochter nicht mißbraucht, meint sie, »müssen wir Kinder und Frauen dankbar sein: so dankbar wie der Schwarze dem Antirassisten und der Jude dem Antisemiten«. Und das wörtliche Zitat, das Broder anführte, lautete wörtlich so: »Man kann doch nicht die Geliebte eines militanten Juden sein ... und gleichzeitig bei einem Projekt mitmachen, daß in seinen Augen eine >zweite Endlösung< vorantreibt.« Der Jude war Broder, die Geliebte eine »Emma«-Redakteurin. Diese hatte ihm, so vermutete Schwarzer, noch vor der Veröffentlichung einen Artikel über die Lage der Palästinenserinnen zugesteckt, den er in der »Zeit« rezensierte: »Für >Emma< gibt es kein Israel mehr, die zweite Phase der Endlösung ist offenbar bereits beschlossene Sache.« Gewisse Loyalitätskonflikte waren also kaum zu leugnen.

Dem Rudi hat Broder inzwischen verziehen, so wie jener ihm. Man kann beider Großmut nur bewundern, obwohl ein angenehmes Gefühl hinterwärts, das Broder ihm verschaffte, Augsteins Entschluß, den unbestechlichen Kritiker in Gnaden aufzunehmen, ebenso befördert haben mag wie die Genugtuung darüber, daß Geld, seine größte Tugend, noch jeden kleinen Kläffer zum Schweigen bringt. Es gab jedoch für Broder keinen Grund, auch Alice Schwarzer zu verzeihen. Als Mikas Biographie erschien, fragte er seinen Chefredakteur, ob es denn angehe und sonderlich geschmackvoll sei, im Blatt des einen Antisemiten über die andere Antisemitin zu schreiben - bzw. genau das fragte er ihn sicherlich nicht. Irgendwas aber muß er Aust gefragt haben, denn dieser entschied, wie Broder der »Frankfurter Rundschau« erzählte: »Business as usual.« Venia scribendi also und schließlich Imprimatur.

Broder glaubt Mikas Behauptungen aufs Wort, findet aber die tiefenpsychologische Interpretation des Phänomens Schwarzer wenig überzeugend. »Plausibler« erscheint ihm seine eigene Theorie. Das Dritte Reich habe quasi ein Autoritätsvakuum hinterlassen - »Nationalismus und Patriotismus sind aus guten Gründen verpönt, Autoritäten suspekt« -, in dem nun seltsamerweise der »organische Grund« zu entdecken sei, warum gerade im antiautoritären Milieu »das Verlangen nach Autorität heftig wabert«. Ohne sie geht's offenbar nicht, Rudi Dutschke und Ulrike Meinhof etwa waren keine politischen Aktivisten, die politische Anhänger um sich sammelten, sondern »Sozialtherapeuten im mobilen Einsatz« (»mobiler Einsatz«? mit Lachgaswagen? Herr Broder!), die eine ganze Generation vom Horror vacui heilten. Sie befriedigten das verleugnete Bedürfnis nach Unterwerfung und waren selbst autoritäre Charaktere »wie aus einem Schnittmuster von Adorno/Horkheimer«. Das einschlägige Standardwerk, erschiene es heute und wollte es noch eine soziale Realität beschreiben, müßte also *Der antiautoritäre Charakter* heißen.

Zu diesem Personal, das den Kindern der ehemaligen Pimpfe die HJ-Führer ersetzte, zählt auch Alice Schwarzer. Ihre Patientinnen waren die rebellischen Frauen, die sie in brave Mädels und Muttis verwandelte. Broder aber versteht die eigene Theorie nicht recht, sonst müßte er Schwarzers Verdienst, die Frauenbewegung in den »Emma-Club« geleitet zu haben, entsprechend würdigen. Statt dessen spricht er von ihrer »totalitären Disposition«. Nun ist das alles natürlich ein ziemlicher Unfug. Broder kam 1958 mit zwölf Jahren nach Deutschland. Er hätte seinen Lehrern von verpöntem Patriotismus oder suspekter Autorität erzählen sollen, und sie hätten ihm gezeigt, was ein Vakuum ist. Vielleicht meint Broder es gar nicht so und will uns nur sagen, er könne Alice Schwarzer partout nicht verzeihen, daß er Rudolf Augstein verziehen hat. Oder einfach nur das, was sie alle uns tagtäglich sagen: Jenseits von »Brigitte« lauert der Totalitarismus.

Beim »Spiegel« übrigens, berichtet Gert von Paczensky, herrschte vor Zeiten eine besondere Sitte: Während der Redaktionskonferenzen durften nur die Ressortleiter sitzen, das gemeine Volk mußte stehen. Wie man es vom Standpolemiker zum Sitzredakteur bringt, dafür liefert Broder ein schönes Beispiel.

Konkret 05/98, S. 34

Peter Hacks

Jetztzeit

DIE EISHEILIGEN

Drei Greise kommen gefahren
Auf einer weißen Jacht.
Der Fluß, er hat seit Jahren
Nicht solche Gäste gebracht.

Aufflattern die Schwäne. Es schlagen
Die Wellen gegen das Land.
Die Wolkenfetzen jagen
Und nehmen überhand.

Sie starren in alle Gärten
Und lächeln dreckig dabei.
Ein Hauch aus ihren Bärten
Fällt auf den grünenden Mai.

Sankt Schneekönig, ein fetter
Durchtriebener alter Schuft.
Der zweite: Sankt Alle Wetter.
Der dritte: Sankt Dicke Luft.

Und schön wie eine Eule
Folgt ihnen ein kaltes Weib.
Die Heilige Frostbeule,
Tiefblau am ganzen Leib.

Die Obstbaumblüten knirschen.
Falls noch ein Juli käm,
Dann einer ohne Kirschen,
Das wird ein ernstes Problem.

Mit ihren leisen Motoren
Gleiten die Boote hinweg.
Das Wasser liegt starr, gefroren
Unter der Flagge am Heck.

Konkret 05/98, S. 36

Oliver Tolmein

...wir kriegen euch!

Das Sexualstrafrecht wurde in den letzten Monaten entscheidend verschärft. Was angeblich den Opfern dient, ist nur der Weg zurück zum kurzen Prozeß

»Knapp entging ein Kind einer Vergewaltigung durch einen verurteilten Sexualstraftäter«, »Mit dem Gen-Code auf Mörderjagd«; »Im Zweifel für die Opfer«; »Alle Fraktionen wollen Kinder besser schützen«; »Nach dem Mord an Kim wird Kohl persönlich aktiv« - Überschriften aus wenigen Wochen Berichterstattung.

Wer in den letzten anderthalb Jahren seine Informationen über den bundesdeutschen Alltag aus den Medien geschöpft hat, weiß, daß neben organisierter Kriminalität und Schlepperbanden vor allem »Kinderschänder« das deutsche Gemeinwesen existentiell bedrohen. Angesichts dessen hat der Gesetzgeber, der viele Jahre brauchte, bis er durch die Streichung des Wortes »außerehelich« in Paragraph 177 StGB auch die Vergewaltigung durch den Ehemann unter Strafe stellte, innerhalb weniger Monate gleich mit vier Gesetzen die Bestimmungen über »Straftaten gegen die sexuelle Selbstbestimmung« und die entsprechenden Straf- und Ermittlungsverfahren grundlegend verändert:

· Mit dem »Sechsten Gesetz zur Reform des Strafrechts« wurde unter anderem der Strafrahmen vieler Sexualdelikte verschärft, der sexuelle Mißbrauch unter Ausnutzung eines Beratungs-, Behandlungs- oder Betreuungsverhältnisses unter Strafe gestellt und vor allem der Tatbestand der sexuellen Nötigung mit dem der Vergewaltigung zu einem zusammengefaßt.

· mit dem »Gesetz zur Bekämpfung von Sexualdelikten und anderen gefährlichen Straftaten« wurde die Verhängung von Sicherungsverwahrung erleichtert und die Möglichkeit einer Zwangstherapie für Sexualstraftäter geschaffen sowie die Aussetzung von Strafen auf Bewährung erschwert.

· Das »Strafverfahrensänderungsgesetz - DNA-Analyse« schaffte die gesetzlichen Grundlagen für die allerdings schon vorher weitgehend ins Strafverfahren integrierte DNA-Analyse; weiterhin wurde ein Zeugenschutzgesetz verabschiedet, das zum 1. November 1998 in Kraft treten wird und ermöglichen soll, daß Zeugen nicht in dem gleichen Raum auftreten müssen, in dem der Beschuldigte sitzt, und daß künftig Video-Vernehmungen durchgeführt und die Bänder vor Gericht als Beweismittel verwendet werden dürfen.

Weitere rechtliche Regelungen werden vorbereitet, vor allem ein Gesetz, das die Einrichtung einer zentralen Gen-Datei vorsieht, in der sogenannte »DNA-Fingerprints« bereits verurteilter oder noch nicht namhafter Straftäter erfaßt werden sollen.

Ziemlich genau 30 Jahre nachdem der 47. Deutsche Juristentag in Nürnberg 1968 die Frage erörterte »Empfiehlt es sich, die Grenzen des Sexualstrafrechts neu zu bestimmen?« und für eine Einschränkung der Strafbarkeit vieler Delikte plädierte, sind damit die Weichen in diesem Bereich neu gestellt: »Die Sexualität wird wieder böse, und im Strafrecht liegt das Heil« hat der Soziologe Rüdiger Lautmann von der Universität Bremen diesen Trend schon vor einiger Zeit charakterisiert.

Lautmann beklagt sich allerdings vor allem darüber, daß »die öffentliche Meinung ... Schuldvorwürfe gegen ein und nur ein Geschlecht erhebt« und beschreibt den sexuellen Mißbrauch von Kindern abwertend als »Neoproblem«. Auch kritische männliche Kriminologen heben in der aktuellen Debatte vor allem hervor, daß akuter Handlungsbedarf kaum bestehe, da eine Zunahme von Straftaten im Bereich der Sexualdelikte nicht zu verzeichnen ist: Am Beispiel des nach der Polizeilichen Kriminalstatistik häufigsten Delikts in diesem Bereich, des sexuellen Mißbrauchs von Kindern, wird beispielsweise in der eher konservativen »Neuen Zeitschrift für Strafrecht« darauf verwiesen, daß 1970 noch 27 Fälle sexuellen Mißbrauchs von Kindern pro 100.000 Einwohner angezeigt wurden, 1996 aber »nur« noch 19. Auch bei anderen Delikten sexualisierter Gewalt, wie z. B. Vergewaltigung, sei keine statistisch signifikante Zunahme zu registrieren.

Bemerkenswert ist immerhin, daß im Bereich des sexuellen Mißbrauchs von Kindern trotz der im großen und ganzen gleichbleibenden Zahl von Anzeigen die Zahl der Verurteilungen nach den Erhebungen der Kriminologischen Zentralstelle in Wiesbaden zwar immer noch gering ist, seit Ende der 80er Jahre aber um 60 Prozent zugenommen hat. Auch heute noch werden aber die meisten Strafverfahren wegen sexuellen Kindesmißbrauchs auf der Ebene der Staatsanwaltschaft eingestellt, und selbst viele Anzeigen wegen Vergewaltigung (die Zahlen reichen bis zu 75 Prozent) führen nicht zu einer Verurteilung. In Fällen sexuellen Kindesmißbrauchs klagen die Staatsanwälte vielfach nicht an, weil sie den möglicherweise geschädigten Kindern die meist jahrelangen, überaus komplexen Verfahren nicht zumuten wollen, die nach Meinung von Psychologen ähnlich belastend sein können wie das Erlebnis des Mißbrauchs selbst. Zudem sind Indizien für einen tatsächlichen Mißbrauch rar, und die belastenden Aussagen der Kinder allein reichen den Gerichten für eine Verurteilung oft nicht aus.

In Vergewaltigungsverfahren führen dagegen auch heute noch strafrechtsdogmatische Phantasien wie die »vis haud ingrata« (die »nicht unwillkommene Gewalt«) zu Freisprüchen, weil zugunsten des Täters unterstellt wird, er habe den Widerstand gegen die Vergewaltigung als Zustimmung oder wenigstens Duldung gedeutet. Keine Vergewaltigung liegt nach der Rechtsprechung auch vor, wenn der Täter »gewaltsam sexuelle Handlungen an der Frau vornimmt, um sie geschlechtlich zu erregen und dadurch zur Einwilligung in den Beischlaf zu bringen«; strebt der Vergewaltiger eine »echte Liebesbeziehung« an, gilt die Vergewaltigung als »minderschwerer Fall«. In besonderer Weise diskriminiert werden zudem behinderte Frauen, deren Vergewaltiger vor Gericht meist mit der Behauptung durchkommen, an »so« einer Frau hätten sie sich nie vergriffen oder, wenn der Geschlechtsverkehr nachgewiesen ist, er habe die Reaktion der Geschädigten, die oftmals aufgrund körperlicher oder psychischer Einschränkungen wenig Gegenwehr leisten können, nicht als Widerstand gedeutet. Und sollten die Gerichte unterer Instanzen das geltende Recht strikter anwenden, so stehen für den verurteilten Täter die Chancen einer Revision vor dem Bundesgerichtshof besser als bei vielen anderen Delikten.

Angesichts des Alltags in den Strafverfahren, in denen die Geschädigten weitaus eher stigmatisiert werden als die Täter, besteht also tatsächlich wenig Anlaß, sich mit dem geltenden Recht und seiner Anwendung zufriedenzugeben. Vorschläge für Reformen, die die Stellung der Mißhandelten verbessern sollen, gab es ebenso wie die Forderung, daß die bundesdeutschen Richter in Vergewaltigungsverfahren den Gewaltbegriff so zur Geltung bringen wie bei anderen Strafdelikten und nicht in Fällen sexualisierter Gewalt weitaus höhere Anforderungen stellen. Der von der Öffentlichkeit jetzt beifällig beklatschte Aktionismus des Gesetzgebers weist allerdings in eine andere Richtung. Zwar sind insbesondere bei der Zusammenfassung der alten Tatbestände »Sexuelle Nötigung« und »Vergewaltigung« zum neuen Paragraph 177 StGB auch Reformvorschläge aus den Kreisen feministischer Juristinnen aufgegriffen worden. Entscheidend wird es aber darauf ankommen, wie die Rechtsprechung die neuen Vorschriften auslegt - und da ist angesichts der bisherigen Erfahrungen Skepsis angebracht.

Die übrigen gesetzlichen Veränderungen sind dagegen schon im Ansatz so ausgestaltet, daß sie einen Weg in ein ganz neues altes Strafrecht weisen: Wird dem modernen Strafrecht nüchtern die Aufgabe zugewiesen, rechtliche Verantwortung in rechtlicher Weise zu klären, gestaltet der Gesetzgeber derzeit vorzugsweise Gesetze, die etwas »bekämpfen« sollen: Nach der »Wirtschafts-« und der »Umweltkriminalität«, dem »Terrorismus« und dem »illegalen Rauschgifthandel und anderen Erscheinungsformen der Organisierten Kriminalität«, der »Korruption« und dem »Verbrechen« schlechthin jetzt eben die »Sexualdelikte und andere gefährliche Straftaten«.

»Bekämpfung« und »Gefährlichkeit« sind Begriffe, die den Übergang zum Gefährlichkeits- und Feindstrafrecht markieren. In den Mittelpunkt rückt statt der Schuld, die jemand durch die Begehung der Tat auf sich geladen hat und die durch Verbüßung der Strafe abgegolten wird, die Prognose über das zukünftige Verhalten: Die Ausdehnung der Sicherungsverwahrung und die erschwerte Entlassung aus dem zeitlich unbefristeten Maßregelvollzug in der Psychiatrie verwandeln die Freiheitsstrafe in ein Instrument, das zunehmend den Sicherheitsinteressen der Allgemeinheit dient und dafür die Freiheitsinteressen Beschuldigter in den Hintergrund drängt. Diese Tendenz prägt sich auch zunehmend im Ermittlungsverfahren aus, wo vor allem die Einführung der DNA-Analyse zur Identifizierung von Straftätern einer Umkehr der Beweislast für Beschuldigte den Weg bahnt.

Charakteristisch ist hier das Vorgehen der Mordkommission Peine, die in Zusammenarbeit mit dem niedersächsischen LKA auf der Suche nach einem Mörder, der sein Opfer auch sexuell mißbraucht hatte, alle 1.300 männlichen Bewohner des Ortes Vechelde zum Gen-Test antreten ließ. Die DNA der Speichelproben sollte mit der DNA des Haars eines Unbekannten verglichen werden, das die Polizei bei der Ermordeten gefunden hatte. Nur wenige Männer haben sich damals dem, wie die Kriminalisten es nennen, »DNA-Fingerprinting« verweigert. Ergebnisse hat die Massenaktion bislang allerdings keine gebracht: Die Speichelproben würden noch analysiert, teilt ein Kriminalbeamter der Mordkommission auf Anfrage mit.

Vergleichende Gen-Analysen gab es auch anderswo: In München wurden zur Aufklärung eines Mordfalles Gen-Analysen bei Dutzenden von Porschefahrern durchgeführt, weil ein Zeuge sich erinnerte, in der Tatnacht einen Porsche in der Nähe des Opfers gesehen zu haben. Ein Mann, der die Untersuchung verweigerte, wurde vom Landgericht zur Teilnahme am Gen-Test gezwungen, seine Verfassungsbeschwerde blieb ohne Erfolg. In Helmstedt mußten sich im Herbst 1996 mehrere tausend Halter von Kombifahrzeugen überprüfen lassen. In Wunstorf ließ die Polizei 1.500 junge Männer zum Gentest antreten, um einen Sexualverbrecher zu identifizieren.

Derartige Rasterfahndungen, bei denen Eingriffe an Personen vorgenommen werden, gegen die individuell keinerlei Verdachtsmomente bestehen, können künftig an Eingriffsintensität noch zunehmen: Die von Bundesinnenministerium und Bundesjustizministerium geplanten Gen-Dateien sollen neben Tatortspuren auch DNA-Analysen von »Freiwilligen« und von verurteilten Sexualstraftätern, die als rückfallgefährdet gelten, enthalten. Wie lange die Daten gespeichert werden sollen, ist ebenso umstritten wie die Frage, ob das neue Register, das die »Süddeutsche Zeitung« für so bedeutend wie die Mondlandung hält und das von Kriminalisten als größter Druchbruch seit der Fingerabdruck-Kartei gepriesen wird, auf gesetzlicher Grundlage geschaffen werden oder nur durch eine Verwaltungsanordnung eingerichtet werden soll. Wie umfassend die Datenbank letztlich sein wird, zeigen die britischen Verhältnisse: In der dortigen DNA-Datenbank, der

ersten dieser Art in der Welt, sind etwa fünf Millionen Datensätze enthalten, jährlich kommen etwa 135.000 hinzu. Von einer Beschränkung auf die Verfolgung von Sexualstraftaten ist in Großbritannien im übrigen genausowenig die Rede wie in den Entwürfen für eine deutsche Gen-Datenbank.

Auch bei den übrigen gesetzlichen Verschärfungen, die im Zuge der Stimmungsmache in Zusammenhang mit sexualisierten Gewaltverbrechen problemlos durchgesetzt werden konnten, geht es immer auch um die Verfolgung anderer Verbrechen: Besonders deutlich ist das bei den Zeugenschutz-Vorschriften, die Ende 1998 in Kraft treten werden und die so, wie sie konzipiert sind, voraus sichtlich weitaus effizienter V-Leute der Polizei und verdeckte Ermittler vor den Fragen der Verteidigung schützen werden als kindliche Opfer von Gewaltverbrechen. Je mehr die sexualisierten Gewaltverbrechen aus dem Blick geraten, desto deutlicher wird sich zeigen, daß die Verschärfung des Sexualstrafrechts als Türöffner für eine garnicht so allmähliche Umgestaltung des Strafrechts insgesamt funktioniert und sich insofern in die Reihe der übrigen »Bekämpfungs«-Vorschriften der letzten zehn Jahre trefflich einreiht.

Konkret 05/98, S. 38

Heiner Möller

Patzer in Magdeburg

Der Bohei um eine Öko-Steuer auf Benzin hat den Grünen nicht nur geschadet. Es hat auch erfolgreich comoufliert, wie regierungsfähig die einstige »Anti-Partei« längst geworden ist - Sozialabbau und Imperialismus inkl.

Die Grünen übten sich wieder einmal in Kleinkunst. Der Besitzer des Gasthauses »Zum Adler« in Bad Wurzach-Dietmanns, ein Fahrschullehrer aus Ulm, der Vorstandssprecher der Raiffeisenbank Dellmensingen, die Schreinerei »Spaltkeil« aus Biberach/Riß, die Härle Brauerei aus Leutkirch im Allgäu, die Marktapotheke in Glauchau und die Werkstatt für Design und Informatik aus Chemnitz, vertreten durch Holger Röstel, den Ehemann der Grünen-Sprecherin Gunda Röstel, sind nur einige der 23 Kleinunternehmer, die am letzten Tag im März die Unternehmerinitiative für Grün zur Bundestagswahl der Öffentlichkeit vorstellten. Man sei, so die grün-innovativen Mittelständler, für ein gerechtes Steuersystem, für die ökologische Steuerreform und fünf Mark Benzinpreis.

Zur gleichen Zeit, als der »Stern« mit dem Titelbild Josef »Joschka« Fischers beim Benzinkopfschuß und der Frage, wie regierungsfähig die Grünen seien, an den Kiosken hing, hatte sich das Blatt aber bereits gewendet. Wäre es bei der kleinen Schar wackerer Kleinunternehmer, bei Greenpeace und BUND geblieben, die den höheren Benzinpreis forderten, hätte sich an der Medien-Bewertung wohl nicht viel geändert. Doch auch Kurt Biedenkopf, Vertreter der beiden Staatskirchen und der Umweltsachverständigenrat der Bundesregierung sprangen den »Fundamentalisten« bei. Und noch während Josef Fischer kleinlaut von einem »medialen Vermittlungsproblem« sprach und die Grünen auf der ganzen Linie einzuknicken drohten, formulierte Wolfgang Schäuble ganz grün: »Unser Steuer- und Abgabensystem macht gerade das besonders teuer, wovon wir gegenwärtig im Überfluß haben: Arbeit. Dagegen ist das, woran wir sparen müssen, eher billig zu haben: Energie und Rohstoffeinsatz« (»Erster Diskussionsentwurf für ein Zukunftsprogramm der CDU«).

Was geht da eigentlich vor? Die fünf Mark für Benzin sind ein alter Hut. Neu ist der starke Mann Schröder und die Aussicht, daß Kohl bald wirklich weg sein könnte. Der Magdeburger Parteitag der Grünen sollte vor allem eines signalisieren: grüne Regierungsbereitschaft. Allein ein Regiefehler durchkreuzte dieses Vorhaben. Es ging dabei nicht um die Öko-Steuer, sondern um die Weigerung der Parteitagsmehrheit, deutsche Kriegseinsätze generell zu befürworten. Der Deal zwischen den Anführern der Parteiflügel - tausche Sfor-Zustimmung (Fundis) gegen Stimmenthaltung bei der Nato-Osterweiterung (Realos) - war an einer Delegiertenstimme gescheitert. Solcherlei Pannen werden den Grünen nicht länger nachgesehen. Es nützt nichts, wollte man den Kommentatoren die großen Fortschritte der Grünen nahebringen: Daß genauso viele Grüne für deutsche Kriegseinsätze sind (bis auf - eher zufällig - eine Stimme!), die anderen eher diffus dagegen, und die Tatsache, daß die Mehrheit der grünen Bundestagsabgeordneten die Osterweiterung befürwortet hat.

Daß der »fundamentalistische« Benzinpreisbeschluß via »Bild«-Zeitung verteufelt wurde, war als Entlastung der CDU vom Schröder-Effekt gedacht, mutet mittlerweile aber wie ein Witz an. Dank Tankstellen-Hintze, Schäuble und CSU-Protzner ist die Sache nun da gelandet, wo sie hingehört: bei der Frage, wie künftig Sozialabbau und Steuerbelastung der Bürger sowie Steuerentlastung der Unternehmen zu organisieren sind. Damit ist die grüne Position der ökologischen Steuerreform wieder vom Kopf auf die Füße gestellt. Aktuell sollten sich Fischer/Trittin mit Hintze/Schäuble besser verstehen als mit Schröder, der eher auf Höhe von Protzner/Huber zu finden ist, wobei er sich bereits als lachender Dritter, als Gewinner der Kontroverse sieht.

Die Verwirrungen, die das Hin und Her um die Ökosteuer auslöst, sind Ausdruck der Tatsache, daß mittlerweile alle Parteien untereinander austauschbar sind. Der Steuerstreit drückt ein Gemeinsames aus, nämlich den unbedingten Willen zur Entlastung der Arbeitskosten. Und eine notwendige Differenz, die Frage nach dem Wie und dem Tempo, mit dem diese Entlastung als Belastung bei den Bürgern ankommen soll. In diesem Gemenge stecken die Grünen bis zur Halskrause drin. Sie leiden aktuell nicht nur an der personalen Polarisierung Schröder-Kohl, die zu ihren Lasten geht - 53.000 grüne Stimmen hat Schröder in Niedersachsen gewinnen können. »Die Anfälligkeit der Klientel der Grünen für einen Wechsel zur SPD wurde über Jahre durch die mangelnde Attraktivität der SPD verdeckt, die bei den Anhängern der Grünen immer ausgeprägte Affinität zur SPD wurde nicht aktiviert«, notiert im März der Monatsbericht des Allensbach-Instituts.

Das positive Bild Tony Blairs nicht nur bei der SPD, sondern auch bei Fischers Leuten resultiert nicht zuletzt daraus, daß er die radikale Senkung der Unternehmenssteuern mit einer bedingungslosen Durchsetzung des Zwangs zur Arbeit verbindet. Wo Sozialleistungen fast auf Null gekürzt werden, nimmt bald jeder jeden Drecksjob an. Hilfe nur für die, die sich selbst helfen wollen, lautet der Grundsatz des »Welfare for work«-Programms. Unverhohlen drückt die »FAZ« ihre Sympathie aus: »Keinen Spaß versteht New Labour mit dem arbeitsscheuen (!) Teil der Bevölkerung und drängt selbst alleinerziehende Mütter mit einer für kontinentaleuropäische Verhältnisse unbekannten Härte zur Annahme einer Arbeit. «

Ökosozial getarnt verfolgen die Grünen mit Grundsicherung und Ökosteuer die gleiche Richtung. Noch verkaufen sie ihre »Grundsicherung« als soziale Wohltat. Spätestens bei der Anwendung würde sie, um mit Fischer zu sprechen, »realitätstüchtig« angeglichen werden müssen. Mit dem Kasseler Beschluß vom November 1997 - »soziale

Grundsicherung« in Höhe von lumpigen 800 Mark plus 560 Mark für jede weitere Person in einem gemeinsamen Haushalt sowie Wohngeld statt Sozial- und Arbeitslosenhilfe - hat die Partei bereits den ersten Schritt in Richtung öffentliche Suppenküche getan.

Auch bei der Ökosteuer vollzieht die Partei unter dem Druck der öffentlichen Schelte mittlerweile die notwendige Anpassung. Jürgen Trittin, trotz seiner monatelangen innerparteilichen Integrationsverdienste völlig zu Unrecht als »linkskonservativer Funktionär« (»Spiegel«) und ewiger Fundamentalist beschimpft, versuchte Wiedergutmachung, als er auf den jüngsten Energiesteuer-Disput von CDU/CSU mit der Bemerkung reagierte, eigentlich seien ja alle Parteien für die Ökosteuer, sie trauten sich nur nicht, den Bürgern dies zu sagen. Weder er noch seine Gegner merken, daß links nicht sein kann, was alle wollen. Da kann die deutsche Wirtschaft noch so sehr boomen, der Dax Rekordstände erreichen, der Export ungebremst expandieren - auch die Grünen rufen: Die Kosten der Arbeit müssen sinken, die Unternehmen müssen entlastet werden. »Zentrales Ziel der Ökosteuer ist es, Energie teurer und Arbeit preiswerter zu machen«, ringt MdB Franziska Eichstädt-Bohlig um Verständnis. Dank »Bild« wurde vom grünen Steuerkonzept das eine verstanden: Die steuerliche Entlastung der Unternehmen soll u. a. über den Benzinpreis vom Verbraucher gezahlt werden.

Wenn nicht gerade Wahlkampf ist und die Lager sich neu formieren, gibt es durchaus gewichtigere Zustimmung für die Ökosteuer als die von ökologischen Bierbrauern und Weinimporteuren. Ein Benzinpreis von fünf Mark sei vertretbar, wenn die Rahmenbedingungen (Senkung der Einkommens- und Lohnsteuer) stimmen würden, hatte der Chef von Shell-Deutschland, Rainer Laufs, am 31.12.97 in der »Taz« erklärt. Auch beim Spitzensteuersatz lassen sich die Grünen nicht lumpen. Sie wollen ihn auf 45 Prozent senken, weil - so der grüne Sparkommissar Tom Koenigs im »Spiegel« - »sonst laufen die Reichen einfach weg«. Sie unterbieten damit die SPD, die sich derzeit auf 49 Prozent festgelegt hat. Das »Linkeste« im Lande vertritt die PDS, die sich aber auch nur für den Status quo, die derzeit gültigen 56 Prozent Spitzensteuer stark macht.

Nicht der Inhalt der grünen Ökosteuer, sondern die relative Distanz dieses Konzepts von dem, was Deutschlands Unternehmer aktuell von der Politik verlangen, machen ihre augenblicklichen Schwierigkeiten im Medienimage aus. Seit Jahren durften Fischers Domestiken im Bundestag - Oswald Metzger, Christine Scheel, Margareta Wolf, Kristin Heyne und Andrea Fischer - sich in allseitiger Anerkennung ihrer wirtschafts- und sozialpolitischen Fachkompetenz sonnen. Doch jetzt wird das Spiel ernster. Eine Regierungsübernahme durch Rot-Grün im Herbst ist ziemlich wahrscheinlich geworden, und das erhöht den Anpassungsdruck beträchtlich. Lernfähigkeit ist ihnen allemal zuzutrauen. Josef Fischer vertraute dem »Spiegel« an, man sei jetzt »dem Realitäts-TUV einer kritischen Öffentlichkeit unterworfen«, was sich nur »schwer mit Langfristzielen vieler unserer Mitglieder« vertrage.

Bei der derzeitigen Stimmungslage kann es für die Grünen eng werden. Beim Marsch in die politische »Mitte« bleibt neben Schröder wenig Platz. Für fünf Prozent könnte es dennoch reichen. Denn Hintzes »grüne Socken«-Kampagne schreckt nicht nur den Bürger und die »grüne Mitte« von der Ökopartei ab, sondern nährt auch die Legende vom ökologischen Gegenentwurf zum »Bonner Parteiensystem« - das freut den »linken« Stammwähler.

Auf Landesebene hat die Partei ihren Unterwerfungs-TÜV bereits erfolgreich bestanden. Haben die Grünen in Hessen nicht bewiesen, daß sie regierungsfähig sind? Wo liegt denn der Unterschied zwischen Wolfgang Clement und dem Hamburger Stadtentwicklungssenator Wilfried Maier? Beide featuren Großprojekte für die Industrie. Voscherau ist mit seinem Law-and-order-Wahlkampf zwar gescheitert. Aber besser als der rot-grüne Senat, der jüngst eine beispiellos überzogene Drogen-Razzia anordnete - 400 Polizisten überfielen ein Asylbewerber-Wohnschiff im Hamburger Hafen -, hätte es auch Voscherau nicht machen können. Anerkennung verdient auch das grüne Doppelpaßspiel im Fall des Ahauser Atommülls: Die Basis demonstriert, die Landtagsfraktion protestiert, der kleine Noske aus Münster, der erste grüne Polizeipräsident Hubert Wimber, tut, was ein Bullenführer tun muß. Er stellt sich hinter seine Mannen, die auf alles einknüppelten, was keine Uniform trug.

War also Halo Saibolds Forderung nach höherer Flugbenzinsteuer und damit dem Ende des Massentourismus nur ein Ausrutscher? Die Nation ist empört, die Grünen rotieren. Doch Saibold sprach nur den Kerngedanken der grünen Ökosteuer aus. An der Wiege der Grünen standen mitnichten nur Linke, an ihrer Wiege standen auch die Öko-Faschisten. Herbert Gruhls apokalyptische und rassistische Tiraden von der Endlichkeit der Ressourcen, der Begrenztheit des Lebensraums und der uns bedrohenden »Menschenlawine« *(Ein Planet wird geplündert,* 1978) implizierte die Durchsetzung von Verzicht, bei den Grünen mal »Umdenken«, mal »Umsteuern« genannt. Verzicht meinte bei Gruhl nicht Verhaltenswandel, sondern die per staatlichem Zwang durchgesetzte Pauperisierung der unteren Bevölkerungsschichten und die Perpetuierung des Elends in der Dritten Welt. (Man lese nur sein Loblied auf buddhistische Innerlichkeit und Genügsamkeit nach: »Viele Bewohner Ostasiens betrachten ihr Leben als menschenwürdig, wenn sie täglich wenigstens eine Schale Reis essen.«)

Mit der Ökosteuer ist Gruhls Ideologie weiterentwickelt und modernisiert worden. Mittel zum elitären Zweck sind die Preise, die den Reichen, Wohlhabenden und Gutsituierten die ungehinderte Verkehrsteilnahme ermöglichen und die Ärmeren vom Autoverkehr und Fernreisen weitgehend

ausschließen. Und das verkaufen die Grünen ungescheut als einen Kampf ums Überleben von Planet, Natur und Menschheit. Nach den ökologischen haben sie mit ihrem Steuerkonzept nun auch die »fiskalischen Lebensgrundlagen« (so der grüne MdB Ali Schmidt) der Gesellschaft entdeckt.

Konkret 05/98, S. 40

Bernhard Schmid

Préférence nationale

Die Koalition von Liberalen, Konservativen und Faschisten in diversen französischen Regionalparlamenten droht die bürgerlichen Parteien zu zerreißen. Le Pen triumphiert

Bei der Wahl der französischen Regionalparlamente am 15. März erzielte der neofaschistische Front National (FN) mit 15,27 Prozent der Stimmen das bisher beste Ergebnis seiner Geschichte. Das eigentliche Ereignis dieser Wahlen aber war weniger das gar nicht so überraschende Abschneiden des FN als vielmehr dessen Folgen. In insgesamt acht Regionen des Landes wurde die Exekutive mit den gemeinsamen Stimmen von Konservativen und Rechtsextremen bestellt; in vier Fällen gaben die auf diese Weise gewählten Regionalpräsidenten ihr Amt zurück, die übrigen vier wollen mit einer solchen Mehrheit regieren. In mehreren Regionalhauptstädten wurden die liberalen und konservativen Abgeordneten nur durch massiven Druck ihrer Parteiführungen davon abgehalten, ähnliche Pakte einzugehen.

Eine der Hauptdifferenzen, welche derzeit UDF und RPR, die bürgerlich-konservativen Parteien Frankreichs, zu zerreißen drohen, scheint zwischen den Pariser Parteispitzen einerseits und dem regionalen Politikpersonal andererseits zu verlaufen. Während für die Angehörigen der Pariser Parteiführungen die politische Zukunft gesichert scheint, droht für die mittleren und unteren Parteiarbeiter das Ende der politischen Karriere, wenn sie sich in »ihrer« Region oder ihrem Departement nicht durchsetzen können. So mögen sich bürgerliche Politiker den »Luxus« noch leisten, über langfristige Ziele nachzudenken wie etwa die Erfordernisse der aktuellen (neoliberalen) europäischen Einigung, die durch den Aufstieg des FN - gelänge es ihm, Einfluß auf die Politik zu nehmen - behindert zu werden droht. Für den regionalen UDF- oder RPR-Politiker aber liegen kurzfristige Vorteile, die ein lokales oder regionales Amt oder Budget unter seinem Einfluß böte, durchaus näher.

Das Verhalten abgehalfterter bürgerlicher Spitzenpolitiker - etwa des ehemaligen Generalsekretärs der Neogaullisten, Jean-Francois Mangel, immerhin vor zehn Monaten noch »Nummer zwei« des RPR - gleicht durchaus dem der Regionalgrößen. Mangel blieb nach seinem Rücktritt vom Amt des RPR-Generalsekretärs im Juni 97 nur sein Amt als Präsident des Départementsrats Oise, das er um jeden Preis verteidigen wollte. Dafür war er auch bereit, öffentlich als »Tabubrecher« aufzutreten, und erklärte: »Ich war einer der Unnachgiebigsten gegenüber dem FN. Aber nun, da die Strategie des Krieges gegen den FN ein totaler Mißerfolg geworden ist, müßte man bescheuert sein, um sie fortzusetzen.« Mangel wurde aus dem RPR ausgeschlossen, doch mit Unterstützung des FN an die Spitze des Départements wiedergewählt.

Doch auch in den Führungsgremien selbst treten nun tiefgreifende strategische Differenzen auf Einer der ersten, der innerhalb des liberal-konservativen Parteienbündnisses UDF sich einer Verurteilung der mit den Stimmen des FN gewählten Regionalpräsidenten verweigerte, war der ultra-liberale Ex-Wirtschaftsminister und Vorsitzende der größten UDF-Komponente Démocratie libérale, Alain Madelin. Der Kopf der Marktradikalen schrieb an den Regionalpräsidenten von Montpellier, Jacques Blanc, der bereits in den Wochen vor der Wahl wenig Zweifel daran gelassen hatte, daß er die Stimmen des FN akzeptieren würde: »Von allen Präsidenten bist Du uns der liebste.«

Auf der UDF-Führungstagung am 24./25. März 98 konnte ein Konsens über die »Grundsatzfrage« (so der UDF-Vorsitzende François Léotard), ob Bündnisse mit den Neofaschisten akzeptabel seien, nicht hergestellt werden - die Sitzung endete mit der Feststellung der Uneinigkeit. Das Oberhaupt der christdemokratischen Partei (Force Démocrate) der UDF-Koalition, François Bayrou, kündigte daraufhin an, »eine neue politische Partei der Mitte, der rechten Mitte« gründen zu wollen - worauf Alain Madelin sich postwendend »überrascht« zeigte. »Die UDF steht am Rande des Auseinanderbrechens«, stellte der Rundfunkkommentator von Radio France Info fest, und »Le Monde« bestätigte am 26. März: »Vier Tage (seit der Wahl der fünf Regionalpräsidenten, B.S.) haben genügt, damit die UDF auseinanderfällt.« Bayrou hat seinem Vorstoß inzwischen viel von seiner Entschiedenheit genommen, und statt einer Abspaltung von der UDF strebt er nunmehr eine Urabstimmung der Mitglieder des Parteienbündnisses noch vor dem Sommer an, welche über die Zukunft der UDF entscheiden soll.

Sollte die aktuelle Situation tatsächlich auf eine Spaltung der bürgerlichen Rechten - zumindest der nicht-gaullistischen - hinauslaufen, wäre das die Krönung einer seit Jahren verfolgten Politik der Neofaschisten, welche erklärtermaßen auf eine »Explosion« des Mitte-Rechts-Spektrums abzielte. Nach den letzten Regionalparlamentswahlen im März 1992 hatte der FN einen harten Konfrontationskurs gegenüber den bürgerlichen Parteien eingeschlagen - selbst um den Preis, notfalls mit der Linken zu stimmen. Die liberal-konservative Rechte befand sich damals politisch im Aufwind und lehnte Bündnisse mit dem FN auf nationaler wie auf regionaler Ebene strikt ab. Der FN praktizierte daraufhin in mehreren Regionalparlamenten eine »Politik der verbrannten Erde« (»Le Figaro«) gegenüber den Konservativen und stimmte hier und da mit den Sozialisten. Zwei sozialdemokratische bzw. sozial-liberale Regionalpräsidenten wurden so seinerzeit mit den Stimmen des FN gewählt.

Mit der Parlamentswahl 1997 waren die Neofaschisten am Ziel: In 133 (von 577) Wahlkreisen - überall dort, wo es ihm nach dem ersten Wahlgang möglich war - hielt der FN seine Kandidaturen in der Stichwahl aufrecht. Zwischen 30 und 40

Wahlkreise, so schätzten verschiedene französische Medien kurz nach der Parlamentswahl, gingen so für die konservative Rechte verloren. Angesichts eines Vorsprungs der Linkskoalition von 60 Sitzen im Parlament, der bei 30 zusätzlichen Sitzen für die Rechte ausgeglichen gewesen wäre, ist somit klar, daß der Front National eine Schlüsselrolle für die damalige Wahlniederlage der Konservativen spielte.

Kurz vor den Regionalwahlen des März 1998 änderte der FN sein Verhalten gegenüber dem bürgerlichen Block radikal und bot seine Stimmen in den Regionalparlamenten an, ohne eine Gegenleistung zu fordern. Das Kalkül einer Gruppe um Bruno Mégret dabei lautete: Wir »schenken« den Bürgerlichen unsere Stimmen, überlassen ihnen das Paket, dann lehnen wir uns zurück und warten in aller Ruhe ab, bis es in ihren Händen explodiert, was beim Zustand des konservativen Lagers nicht lange dauern kann. Allerdings gab es in der FN-Führung Streit über dieses strategische Kalkül: Auf ihrer Tagung am Tag nach den Regionalwahlen mußten die Mégret-Anhänger sich gegen die Verfechter einer harten Linie durchsetzen, die sich dagegen sperrten, den Konservativen scheinbar gratis die FN-Stimmen hinterherzuwerfen. Die Hardliner bestanden darauf, zumindest die Préférence nationale (»Bevorzugung derer, die der Nation angehören« - bei Sozialleistungen, Wohnungen, Arbeitsplätzen usw.) und damit den Kernpunkt der FN-Programmatik zur Bedingung einer Unterstützung eines bürgerlichen Kandidaten zu machen.

Der FN-Vorsitzende Jean-Marie Le Pen legte am Wochenende des 21./22. März nach und forderte für sich die Präsidentschaft der Region PACA - als »Gegenleistung« für die vorausgegangene Beihilfe bei der Wahl von fünf UDF-Regionalpräsidenten. Damit war er den Strategen seiner Partei in die Parade gefahren, was wiederum jenen UDF-Politikern, die zuvor den »Pakt mit dem Teufel« eingegangen waren, erlaubte, die Spuren zu verwischen und darauf hinzuweisen, daß Le Pen ja ihren Rücktritt fordere, er mit ihnen also kaum etwas zu tun haben könne.

Konkret 05/98, S. 41

Ralf Blendowske

In diesem Sinne - Volk ohne Währung

Den Stadtrand hatten sich die Währungshüter ausgesucht, um etwas abseits für die Bundesbank ein ruhiges Plätzchen zu finden. Der Diebsgrund, wie das von Schrebergärten umgebene Grundstück der Zentralbank heißt, scheint aber auf die letzten Tage noch zum Wallfahrtsort der Euro-Gegner zu werden. Den Anfang machte der »Bund freier Bürger« - eine rechtskonservative Abspaltung der FDP - und hatte etwas Pech. Nach ihrer Kundgebung in der Frankfurter Innenstadt, die mit massivem Einsatz der Exekutive geschützt wurde, machten sich die Euro-Gegner auf den langen Marsch in die Peripherie. Just einen Tag vor ihrer Prozession zur D-Mark-Feste allerdings hatten die Bundesbanker ihre Zustimmung zum Euro bereits gegeben - mit mahnenden Hinweisen an die Belgier und Italiener. versteht sich.

Die Rechten, die sich schließlich vor der Einfahrt zur Bundesbank versammelten, um gegen die »Nazis in Brüssel« zu demonstrieren, waren mit einer unglücklichen Gesichtsbildung geschlagen. Die erlittene Schmach der Hyperinflation von 1923 schien den Greisen noch ins Gesicht geschnitten. Damit den älteren Damen und Herren im Falle einer Schwäche im Kampf gegen »hysterische Vergangenheitsbewältigung«, »illegale Asylanten« und »für die Rettung der D-Mark« Unterstützung zuteil werde, war auch vereinzelt Jungvolk - mit obligatorischem Trachtenjankerl und Deutschlandfahne - mitgepilgert. Erwähnenswert ist dieser Aufmarsch eigentlich nur aus einem Grund. Es gibt eine neue Parole, die die Modernisierung der Rechten belegt: »Der Euro ist unser Unglück« heißt sie, und das nennt man wohl Wandel mit Tradition.

Konkret 05/98, S. 41

Knut Henkel

In diesem Sinne - Kuba libre?

Jesse Helms, Geburtshelfer des Helms-Burton-Gesetzes, staunte nicht schlecht, als Präsident Clinton am 20. März eine Reihe von Embargo-Erleichterungen bekanntgab und gleichzeitig von einer »neuen Öffnung« gegenüber der verhaßten Karibikinsel sprach. Unwirsch kündigte er die rechtliche Überprüfung der Maßnahmen an, die Clinton so ganz ohne eine Konsultation des über die Außenpolitik wachenden Senators getroffen hatte. Dieser. immerhin Vorsitzender des außenpolitischen Ausschusses des Senats, sah sich übergangen und sein Lebenswerk - die Vertreibung Castros von der Insel bzw. die Lieferung des »letzten Nagels für seinen Sarg« - in Gefahr In den Chor der Schreihälse, die das altbekannte Lied wider den Wandel in der US-Kubapolitik intonierten, stimmten, wie sollte es anders sei . n, die bekannten Abgeordneten und Repräsentanten der extremen Rechten ein. Ileana Ros-Lethinen, Kongreßabgeordnete im Auftrage der Cubanisch-Amerikanischen Nationalstiftung (CANF), witterte Unterstützung für den alternden Patriarchen in Havanna, während José Basulto, Chef der »Hermanos al Rescate«, die gerne die Karibikinsel mit Flugblättern aus der Luft versorgen, eine Beleidigung seiner im Februar 1996 von kubanischen Piloten abgeschossenen vier Weggefährten gegeben sah.

Das Geheul, das in diesen Kreisen angestimmt wurde, war lauter als es den kosmetischen Änderungen, die Clinton lanciert hatte, entsprach. Nicht von einem absehbaren Ende des Embargos hatte Clinton fabuliert, sondern einzig ein wenig Schminke über die kantige Embargofratze gelegt. In den USA ansässige Kubaner dürfen ihren Verwandten nun wieder legal ein wenig Geld zukommen lassen (maximal 1200 $jährlich), Charterflüge nach Havanna dürfen, wenn auch nur im humanitären Auftrag, von US-amerikanischem Boden abheben, und auch Medikamente und Nahrungsmittel sollen von den USA nach Kuba überführt werden. All das, so Clinton, habe er auf Bitten des Papstes veranlaßt. Alsdann entschwand der Präsident lächelnd nach Afrika, wo er sich wohl genüßlich über sei . nen geschickten politischen Coup hat informieren lassen, mit dem er heimlich still und leise die politische Initiative in Sachen Kuba an sich gerissen hatte. Möglich gemacht hat dies erst der Heilige Vater. Papst Johannes Paul II., der mit seiner Kritik am »inhumanen Embargo« Clinton ein wenig Handlungsspielraum verschaffte.

Genau diesen hat der skandalgeplagte Präsident genutzt und gleichzeitig Werbung in eigener Person gemacht: Er ist dem Papst, den Europäern, die das Embargo als antiquiert und überflüssig ablehnen, sowie den moderaten US-amerikanischen Kreisen entgegengekommen, ohne die Hardliner, die in Kongreß und Senat das Sagen haben, allzu arg zu düpieren. Als dann auch noch Fidel Castro die Initiative seines US-amerikanischen Gegenspielers als »hilfreich und nützlich für die Klimaverbesserung zwischen beiden Staaten« lobte, war der Erfolg perfekt -und all das, ohne das Embargo überhaupt zur Disposition gestellt zu haben. Ein Bravourstück in Sachen Öffentlichkeitsarbeit.

Konkret 05/98, S. 41

Michael Schilling

In diesem Sinne - Der fidele Castor

Die Bundeswehr hatte als Armee der 1001 Einzelfälle ein unerwünschtes Aufsehen erregt, die Agenturen meldeten jeden Tag eine braune Tat, da hatte ihr Oberbefehlshaber Rühe, dem bis dahin nichts aufgefallen war, einen Einfall: Wenn die Soldaten, die zur deutschen Armee gehen, so viel weiter rechts stünden als die Gesellschaft insgesamt, liege das daran daß die Linken die Bundeswehr mieden. ~r werde deshalb Soldaten in linken Zeitungen anwerben, sofern diese zum Abdruck solcher Anzeigen bereit seien. (Als links gilt in diesem Milieu, wer nicht schon nach dem dritten Bier den Westerwald absingt und nach dem fünften »Sieg Heil« blökt.)

Der Einfall war. gemessen an Rühes sonstigen Geistesblitzen, so schlecht nicht. Selbst er wußte, daß sich kein Linker von seinen Anzeigen locken ließe. Der Minister aber würde sein Bestes getan haben. Wenn sie nun seine Einladung ausschlügen und die Bundeswehr weiterhin den Nazis überließen, wären die Linken an dem Treiben der Nazis in Uniform selber schuld.

Ob der Minister auch gehofft hatte, der »Tageszeitung« - um kein anderes Blatt ging es, links von der »Taz« vermutet Rühe das Tor zum Gulag - eine weitere Gelegenheit zu bieten, sich vor den intelligenteren ihrer Leser zu blamieren? Nicht dadurch etwa, daß sie die Anzeigen der Bundeswehr drucken würde - daran brauchte er so wenig zu zweifeln wie die Atomwirtschaft, die Anthropologen und die nationalen Euro-Gegner die in der »Taz« für ihre Castor- Transporte, ihre Esoterik und ihre Deutschmark werben. Sondern durch die Mühen der sprachlichen Tiefebene, die sie der Redaktion bei der Begründung des Abdrucks bereiten würden.

Die Hoffnung hätte sich aufs schönste erfüllt: Statt zu sagen, was » Taz«-Sache ist: daß gedruckt wird, wer zahlt, druckste die Blattleitung herum: »Es hat darüber heftige Diskussionen gegeben. Der Vorstand hat jetzt entschieden: Ja, wir werden drucken. « Aber! »Aber ein Dialog ist keine Einbahnstraße. Und deshalb starten wir gleichzeitig eine Kampagne >Taz in die Kasernen<. Herr Rühe hat auf unseren Vorschlag ... nicht geantwortet. Davon lassen wir uns nicht abhalten. « Tapferes kleines Blatt.

»Dialog ist keine Einbahnstraße« hieß vor fünfzehn Jahren »Demokratie ist keine Einbahnstraße«. Damals stammte der Satz von Helmut Kohl, und die Szene hatte was zu lachen. Heute schreibt ihn Helmi vonne Taz, und die Szene nickt verständnisvoll.

Konkret 05/98, S. 43

Rayk Wieland

Wer wen? Wem was?

Manches spricht dafür, daß der Reichstag in Berlin, den der deutsche Bundestag demnächst zu beziehen vorhat, nicht irgendein subalternes Parlamentsgehäuse abgeben, sondern eine Art Superstaatsbau im Zentrum der alten und neuen Reichshauptstadt vorstellen wird. Seitdem nämlich beschlossen war, daß das Parlament hier unterkommen soll, ist es, das Reichstagsgebäude, Gegenstand einer Vielzahl von Inszenierungen und Debatten geworden, die eines gemeinsam hatten: das auffällige Bemühen, immerfort Ansehen, Würde, Bedeutung des Hauses zu deklinieren und auf diese symbolische Weise das Gebäude, noch bevor ein Abgeordneter auf den Seifenspender im Reichstagsklo gedrückt hat, zu einer nationalen Weihestätte zu erklären.

Es begann mit der ausgreifenden Erörterung darüber, ob es sich gezieme, dem flachen Dach des hohen Hauses ein Glasding zwischen die Sparren zu setzen; us setzte sich fort mit dem pedantischen Hin und Her in der Frage der temporären Verhüllung bzw. Nichtverhüllung der Fassade durch den Quasikünstler Christo; es steigerte sich noch im vollzogenen Verhüllungsakt und in den kultischen Orgien der Abermillionen zählenden Pilger, es fiel sodann bei dem anschließenden erbitterten und wohl noch andauernden Streit um Gepräge und Rückenansicht des Bundestagsadlers im Plenarsaal der Spannungsbogen etwas ab - und fing sich abermals wieder in der aktuellen Debatte um den ehemaligen DDR-Maler Bernhard Heisig und im speziellen um die Frage, ob ein Bild des Malers das Interieur der Caféteria des Bundestages bereichere oder ihm eher doch abträglich sei.

Heisig selber sähe sein Bild gern an diesem Ort, andere möchten den Platz lieber anderen vorbehalten. Die Debatte ist keine ästhetische oder womöglich innenarchitektonische, sondern eine politische; nicht etwa, was kaum verwerflich wäre, um irgendein bestimmtes Werk, sondern um die Person Heisigs und ihre Kontamination mit dem SED-Staat geht die Auseinandersetzung, und wer hier wen unterstützt oder bekämpft und wem hier was unterstellt oder zugute gehalten wird, ist einigermaßen verwickelt. Vehement macht sich z. B. die »FAZ« für Heisig stark, energisch protestieren ein paar Kulturschaffende aus dem Bürgerrechtler-Klüngel gegen die Nominierung. Diesen ist er zu sehr, jener wenig genug »Staatskünstler« gewesen. Man kann sich wahrlich eine entschiedenere Opposition denken - und ergiebigeren Streit.

Heisig ist, dies vorweg zu sagen, bis 1989 als Maler und Rektor der Leipziger Hochschule für Grafik und Buchkunst allerdings ein »staatskonformer« Künstler gewesen. Was das Verhältnis zum Staat angeht, herrschte in der DDR, wie jeder weiß, Mangelwirtschaft, es gab nur zwei Sorten: Entweder man war für oder man war gegen ihn. Als Haupt der sog. »Leipziger Schule«, einer Künstlergruppe, die vor allem mit Bildparabeln und Historienbildern hervortrat, welche Widersprüche und Kämpfe der deutschen Geschichte und ihre Bedeutung für die Gegenwart (der DDR) thematisierten, setzte der frühe Heisig immer wieder die eigene Faschismus- und Gewalterfahrung ins Bild - er war als 17jähriger 1942 freiwillig der Waffen-SS beigetreten - und widmete sich später mehr allgemein-menschlichen Traumen (»Christus verweigert den Gehorsam«, 1986) sowie genehmen Porträtzeichnungen (u. a. Henri Nannen, 3 x Helmut Schmidt). Teile seines Werks, so der Zyklus über die Pariser Kommune (1965/66), stießen auf herbe Kritik Walter Ulbrichts und fanden erst mit Beginn der Honecker-Ära gebührende und bisweilen auch schon ungebührliche Anerkennung.

Es ist durchaus nicht einzusehen, warum einer, der es Schmidt und Honecker recht machen konnte, nicht in den Reichstag gehören soll, aber diese Ansicht vertreten der Ausstellungsmacher Christoph Tannert und 58 Erstunterzeichner eines offenen Briefes, unter ihnen die Diaspora der Dissidenz mit Jürgen Fuchs, Katja Havemann, Angelika Barbe, Freya Klier und natürlich dem Fachhistoriker Lutz Rathenow. Tannert, Initiator des Briefes, unterstellt dem Kunstbeirat des Deutschen Bundestages »politische Instinktlosigkeit« und attestiert Heisig einen »schockierenden Totalopportunismus«. Die Nominierung Heisigs sei erfolgt, »ehe noch der produktive Streit in Gang kommen konnte, ehe überhaupt ein Sensorium für das Verhältnis von Kunst und politischer Kultur in diesen Repräsentationsräumen öffentlich entwickelt wurde, geschweige denn über die Asymmetrie im Ost-West-Gefüge bzw. zwischen staatstragender und nichtstaatstragender Kunst in der DDR gestritten werden konnte«. Befürchtet werden müsse deshalb, »daß die Gebäude des neuen Regierens ... aus dem Geist Heisig'scher Kooperation mit dem DDR-Regime dekoriert werden«.

Einen echten Aficionado hingegen hat Heisig in dem »FAZ«-Redakteur Eduard Beaucamp, der den Maler einen »vom gesellschaftlichen Drama gepackten, gepeinigten und faszinierten barocken Realisten« nennt. Beaucamp unterstützt die Nominierung für den Reichstag, gerade weil sich in Heisigs »brillant inszenierten Bildapparaten schließlich all die Motive (durchdringen), die ein zerrüttetes Bewußtsein peinigen: die grelle Erinnerung an Gewalt, eine unbelehrbare kleinbürgerliche Mentalität, der Schrott und Müll des modernen Alltags, die Mythen, Parabeln und Metaphern von Größenwahn und Triebexzessen, vom Maskenspiel und Marionettenwesen des Welttheaters«. Ausdrücklich nimmt Beaucamp die »unangepaßte, aufbegehrende, ruhelose Kunst« Heisigs gegen seine Partei- und Verbandsfunktionen in der

DDR in Schutz, ein Wohlwollen, das in der »FAZ« überrascht und, wenn es nicht aus einem kaschierten Staatsfetischismus und Elitebewußtsein kommt, wohl einer Aversion gegen die westliche Moderne entspringt.

Ebenfalls in der »FAZ« plädiert der ehemalige Direktor der Hamburger Kunsthalle, Werner Hofmann, für ein Gemälde von Heisig im Reichstag. Ihm fiele die Aufgabe zu, die artistische Selbstbezüglichkeit der sonstig ausgewählten Künstler zu korrigieren und etwas gegen die Geschichtsabstinenz des neuen Deutschland zu stellen. Heisig, meint Hofmann, habe sich nie als pathetischer Ikonenmaler verstanden und nicht den unaufhaltsamen Sieg von Partei und Klasse, sondern Konflikte und Niederlagen gestaltet. »Vor mehr als zehn Jahren, als die DDR noch existierte, weigerte er sich nicht der Aufforderung, ein Bildnis von Helmut Schmidt zu malen - es wurden drei daraus warum sollte er heute >passen<?«

Nein, er muß nicht passen, denn er paßt in das Reichsgebäude, wie er auch in den Palast der Republik gepaßt hat und wie er auch ins Foyer einer Reha-Klink in Bad Pyrmont passen würde. Es ist im Grunde ganz belanglos, wer und was da hängt - von Belang sind lediglich die symbolischen Gefechte, die den Ort als Repräsentanz oder Inkarnation eines politischen Entwurfs der Berliner Republik festzulegen suchen. Denn worum es bei der Debatte geht, ist weniger die Bedeutung des unbedeutenden Werks als eben Rolle und Bedeutung des Parlaments im sog. Selbstfindungsprozeß der Nation. Die beteiligten Parteien möchten der (bildenden) Kunst hier eine besondere Aufgabe resp. Funktion zuweisen, und kein Tinnef ist ihnen zu albern und keine Darstellung pastös genug, die Mythisierung des Nationalen und die Ikonisierung des Historischen an dem weihevollen Ort dingfest zu machen.

Gewiß ließen sich Maler und Werke nennen, denen man ersparen wollte, im Reichstag, dem »Gebäude des neuen Regierens« (Tannert), aufgehängt zu werden. Aber daß eine Debatte über dieses Privileg und die raren halbwegs blödsinnresistenten Menschen, die dafür in Betracht kämen, geführt würde, ist ja unabsehbar. Unabsehbar unabsehbar.

Konkret 05/98, S. 44

Kay Sokolowsky

Kunst & Gewerbe

Vom Stapel

ließen die Fachkräfte alles, was ihnen an Ignoranz, Arroganz und Pressemappenbildung zur Verfügung stand, damals, Anfang Januar, als ihnen noch keiner gesagt hatte, daß sie nicht nur das zweitteuerste, sondern auch das erfolgreichste Stück der Filmgeschichte besprechen mußten, als die ganze Sache für die Damen und Herren Fachleute des deutschen Feuilletons noch mächtig nach Flop und »Waterworld« stank. Uwe Nettelbeck hat ihre Einlassungen zu James Camerons »Titanic« in der »Jungle World« vom 12.2. versammelt und aufbewahrt - für eine Nachwelt, die sich ziemlich wundern wird, wenn sie dereinst erfährt, welche Grützköpfe hierzulande Kinokritik betrieben haben, Ende des 20. Jahrhunderts.

Drei Monate nach der Premiere war »Titanic« ein Phänomen, eine Geldmaschine ohnegleichen geworden, und dieselben Leute, die sich vormals zu fein gewesen waren, einen Film, der mit aller Kraft eine versunkene Welt neu erschafft, großes Gefühl inkl., einfach zu goutieren, wurden nun von Redaktions- und Geschäftsleitung daran erinnert, wie der Oberbau funktioniert, und dachten sich über Nacht für »Spiegel«, »Stern« und »Zeit« Titelgeschichten zum Thema aus, um auch was vom Taschengeld der »Titanic«-Fans abgreifen zu können. Das konnte nur peinlich werden; doch es wurde auch zu einem der eindrucksvollsten Beispiele von Bigotterie, Korruptheit und Verwahrlosung, die der Betrieb seit »Schindlers Liste« geliefert hat.

Unter Dampf

stand - inmitten der heißen Luft, die das Feuilleton zur Sache verbreitete - und ein Vergnügen, das sich mit dem von Camerons Mclodram durchaus messen kann, bereitete unter allen Texten, die in deutschen Zeitungen zu »Titanic« erschienen sind, einzig jener von Nettelbeck. »Was James Cameron gelungen ist«: So fängt sein dritter Absatz an; und der vierte zählt, was gelungen ist, in gut 300 Zeilen auf Es ist dieser Respekt vor dem Ziel, das ein Werk sich selbst gesetzt hat, der deutschen Filmkritikern in der Regel abgeht, wenn sie es mit Bildern zu tun haben, welche nicht mehr bedeuten wollen als das, was sie zeigen, aber auch nicht weniger.

Solche Bilder kennt und kann das einheimische Kino nicht, und die Meinungsverwalter, die bis heute nicht begriffen haben, daß eben darum der deutsche Film in der Außenhandelsbilanz bloß im Soll verzeichnet wird - diese Verweser einer Hochkultur, die mit sich im Reinen war, solange sie die Ware aus Hollywood öffentlich und pauschal zu »Schund und Schmutz« erklären durfte, haben es weiträumig vermieden, Nettelbecks überragenden Essay zu zitieren, sobald die Verhältnisse sie zwangen, »Titanic« besser zu reden als sie das Stück mal fanden. Natürlich hatten die Archivare ihnen auch diesen Artikel in die Hefter sortiert. Doch die Schmöcke ahnten wohl, wie offenbar die Differenz zwischen Dichtung und Feuilleton geworden wäre, hätten sie auch nur einen Satz von Nettelbeck zitiert, z. B. diesen: »Die Amerikaner haben verstanden, was sie gesehen haben, und sich gefreut.«

Logbuch

»Taz«, Premierenbesprechung: »... im Gegensatz zu der herausragenden technischen Realisation geraten die Emotionen zur Standardware.« - »Taz«, zwölf Wochen später: »... von wirklicher Perfektion ist auch die Verwendung der digitalen Technik noch weit entfernt. ... die romantische Liebe wieder in ihr Recht gesetzt.«

»SZ«, Premierenbesprechung: »... eine Computersimulation, die noch einmal die Bedingungen der Apokalypse wiederholt - »SZ«, zwölf Wochen später: »Als reines Spezialeffektspektakel war der Film während der Dreharbeiten behandelt worden ... Aber dann hatte sich Cameron auch beim Austüfteln der Geschichte als Perfektionist erwiesen.«

Die »FR«, Premierenbesprechung, schert aus: »Obwohl wir ... im warmen Kinosessel sitzen können, verkrampfen sich die Hände ... « - Zwölf Wochen später spuckt die »FR« wieder wider den Wind: »... formelhafte Romanze ... Kunst und Kasse... den Markt mit Computer generated images bannen.«

Und der »Spiegel«? Premierenbesprechung: »Am Bug der >Titanic(stellt sich Rose dem Wind der Freiheit, wild wie ... die Kühlerfigur des Rolls-Royce. ... Ein klassischer Fall von Emanzipation mithin ... « - »Der Spiegel«, zwölf Wochen später: »(Die Liebesgeschichte) trifft: genau eine konservativ-feministische Grundstimmung, die in den USA herrscht.... Versorgung narzißtischer weiblicher Bedürfnisse ... die titanisch gehärtete Frau ...«

Logbuch, Nachtrag

Der »Spiegel« wäre aber nicht mehr »Der Spiegel«, hätte er es im gleichen Artikel sich nehmen lassen, den Sinneswandel der Konkurrenzblätter als »erneuten Tauchgang« zu verspotten und ausführlich zu belegen, vom eigenen Wendemanöver aber kein weiteres Gewese zu machen - nachdem er, mit jener Dummheit, die hart erarbeitet sein will, sich bereits auf der Titelseite strahlend als nur ein weiterer Strandpirat verraten hat: »Das >Titanic<-Gefühl - Tauchfahrt in die Psyche«.

Der Klabautermann

erscheint Matrosen am liebsten in Sturmnächten, kurz vor der Havarie, den Lesern des »ND« aber auch an windstillen Tagen. Dann nennt er sich Dirk Schneider und ist ein »Biologe und Politologe in Marburg«, der »zur Zeit forscht und publiziert« in einem Bereich, den Biologen viel zu lange vernachlässigt haben, nämlich dem »der Medienwissenschaft«. Ein Fachmann, wie nur das »Neue Deutschland« ihn sich zu gönnen wagt, und am 21.3. analysierte er das Phänomen »Titanic« so, daß selbst Lothar Bisky es verstehen könnte.

Zwar weiß Schneider alles von nix, aber auch das ist ja eine Menge (abstrakte Algebra). So rutscht in den Aufmacher des »ND«-Feuilletons die Apologie eines der knorrigsten NS-Durchhaltefilme, nämlich des »Titanic«Stücks, das Herbert Selpin 1942 inszenierte. »Die bedeutendste der Vergangenheit« nennt Dirk Schneider diese Produktion, und man kann nur hoffen, daß er den braunen Schinken nie gesehen hat. Cameron, nölt Schneider, biete uns »nichts anderes als Infotainment im Kinoformat«. Muß man in Marburg studieren, um genauso schlau zu werden, oder geht das überall? Und was hat »Titanic« mit Barbara Eligmann zu tun? Dirk weiß es. »Fernsehmagazine wie >Explosiv< oder >taff< benutzen Gewalt und vorzugsweise Sexualverbrechen, um damit ein attraktives Werbeumfeld zu schaffen.« Weil bekanntlich der »Persil«-Spot erst dort funktioniert, wo zuvor blütenweiße Wäsche mit Jungfernblut und Gedärmen eingesaut wurde. Und weil die völlige Abwesenheit von Product Placement in »Titanic« dem echten Dialektiker sogleich die totale Kommerzialisierung des Stücks offenbart.

So scheep as dem Schipper sien Been

wuchsen Andreas Kilb von der »Zeit« die Metaphern, als er am 19.3., fünf Tage vor den elf Oscars für den einen Film, die erste Seite mit Bemerkungen zum »Titanic«-Erfolg füllte. Die »Love-Story« diene »nur als Umhüllung für etwas anderes, das dem Geschehen seine eigentliche Faszination verleiht«, nämlich für »das Bild einer Ganzheit, die wir verloren haben«. Wie aber ein umhülltes Bild irgendwen außer Superman, der mit seinem Röntgenblick schon ganz andere Schweinereien enttarnt hat, eigentlich faszinieren soll, behält Kilb für sich. Es drängen weitere Gedanken von unerhörter Nichtigkeit aus seinem Schädel, der Platz ist knapp bemessen, also weiter: »... es weht der Geist des 21. Jahrhunderts, der wieder die Starken feiert«; wieder wie damals, 1912, als die Welt noch ganzheitlich organisiert war und der Geist beim Herumwehen sogar die Zeit fand, sie nicht nur nicht zu lesen, sondern auch ein Faß aufzumachen -? Nein, au contraire, denn »die Liebe zwischen Jack und Rose ist wie der Geist des 20. Jahrhunderts, der gleichzumachen und gleichzustellen drängt«, kurz: der Bolschewismus, den Kilb und seine Brotherren wenig schätzen, der aber, man darf da sicher sein, die Liebe zwischen den Klassen nicht eben subventionierte.

»Titanic im Kopf. Nur als Bild können wir die Welt noch verstehen.« Wohl: Kein einziges Bild von »Titanic« ist dumm genug, über die Welt hinauszuweisen, die es erschafft, oder eine Metapher abzugeben, die in einem Artikel von Andreas Kilb stehen könnte, aber muß er dem Werk deshalb so häßliche Dinge nachsagen? Dinge wie dieses: »Die amerikanische Filmindustrie, die den Weltmarkt unterwirft, hat sich darauf eingerichtet: Die Globalisierung tritt an die Stelle der verlorenen Ganzheit.« Deshalb hat Cameron einen Film gedreht, der die »verlorene Ganzheit« aufs prächtigste beschwört. Und darum wird »die kleine Anna«, Kilbs Kronzeugin, die das Stück schon »viermal gesehen hat«, auch beim fünften Mal auf den Gedanken, daß der Eisberg, der die »Titanic« rammt, für VW und Microsoft steht, nicht kommen. Denn sie »ist zwölf«, und damit dem Gilb im Gehirn noch genauso fern wie dem Deutsch-Abitur, das ihr »Zeit«-Onkel mit diesem Artikel souveränst ein zweites Mal bestanden hat.

Bullaugen

haben die hiesigen Schlauberger dann doch gemacht, am 24.3., als Cameron sich im Dorothy-Chandler-Pavilion in Pose warf und ausgerechnet den Schrei ausstieß, mit dem der arme Jack seine Reise in den Tod antritt: »Ich bin der König der Welt!« Diese rundweg undeutsche Mischung aus Pathos und Selbstironie hat keiner von ihnen verstanden. Sie nahmen es Cameron übel, daß er elf Academy Awards abgeräumt hatte und sich darüber auch noch freute wie ein kanadischer Holzfäller. Nun ist der Oscar, wie der Literatumobelpreis, vor allem gut fürs Geschäft und hat zuallerletzt mit den höheren Werten zu tun, die der eingeboreue Kritiker am neudeutschen Film so lange pries, bis wir den Salat und die Riemann hatten. Aber bei feilen Gelegenheiten wie diesen will mit elementarer Gewalt heraus, was sonst nie drin gewesen ist: Systemkritik. »Okay, es ist so gekommen«, notiert eine zutiefst verbitterte Brigitte Werneburg am 25.3. in der »Taz«, »wie

es kommen sollte. ... zog mit >Ben Hur< gleich ... Soll man darin ein politisches und ästhetisches Signal sehen? ... James Cameron fühlte sich mit der Trophäe als >the king of the worldc Ob das so stimmt, steht dahin.«

Anders als the Werneburg, die vom Oscar dasselbe erwartet, was den Deutschen Filmpreis so unappetitlich macht - eine Melange aus Innenpolitik und Publikumsbetrug -, und es für Kritik hält, festzustellen, es sei »für die anderen nominierten Filme kaum noch etwas übrig« geblieben (»kaum« 13 Awards nämlich) - anders als die »Taz«-Kraft geht Marion Pietrzok vom »ND« (25.3.) gleich zum Antikapitalismus des kleinen SA-Mannes über, also zum blanken Neid: »Der Schlachtruf der Kassenkönige ... Für (das neue Projekt von Caroline Link) wurden von der bayerischen Filmförderung 2,2 Millionen Mark bereitgestellt. - Für eine durchschnittliche Studioproduktion in Hollywood sind heute 60 Millionen Dollar zu veranschlagen. Die >Titanic< kostete 200 Millionen.« Bzw. gerade mal ein Fünftel dessen, was sie mittlerweile umgesetzt hat. Darum vadient der Cameron schnella und mehr Jeld als die Link.

Klüger als ihre Kolleginnen machte es, aber sich selber dümmer, als sie eigentlich ist, Sabine Horst in der »FR«. »Was an >Titanic< zeitlos wirken könnte .... ist freilich eingebettet in eine zeittypische Strategie. Denn natürlich gehört die Produktion in die Reihe jener Event movies, die sich um künstlerische Nobilitierung schon lange nicht mehr mühen ... Magie ihrer Technik ... « Will sagen: Die noble Filmkunst hört dort auf, wo avancierte Filmtechnologie tadellos beherrscht wird. Alexander Kluge hätte es blasierter nicht sagen können.

Kielholen

würde man aber schon gern jene, die es können. Z. B. H. M. Enzensberger - der es nicht leiden mag, daß Cameron in seinem Monstre-Spektakel über das Grandiose und Elementare des »Titanic«-Untergangs besser Bescheid gibt, als er, H. M. E., je wußte. Wo er, hin, E., doch sogar ein Versepos über die Katastrophe geschrieben hat, das keinen Eisberg warm werden läßt. Und so quäkt die Natural born Leberwurst in den »Spiegel« (23.3.): »Der Film verharmlost die Sache, finde ich. ... Hollywoodisierung ... Der Klassenkampf findet nicht statt ... Die Oberflächenästhetik siegt.« Wie der Mann, der den dritten Frühling seiner Karriere damit eröffnete, dem IWF die Rettung der Welt zuzutrauen, sich nun darüber beschwert, daß Sachen verharmlost werden und Leonardo DiCaprio nicht wie Lenin aussieht - dies hätte das Zeug zu einer Satire, wenn der Ästhet, den es zu demaskieren gälte, nicht so oberflächlich wäre.

Land in Sicht

kommt zwei Wochen später, am 6.4., wiederum im »Spiegel«. Im Ausguck sitzt aber, natürlich, kein Profi, sondern ein Laie. Ralf Bierod sendet aus Hänigsen/Niedersachsen einen Brief, der in nur einem Satz endlich die richtigen Worte zu »Titanic« findet: »Trotz tagtäglicher Bilderflut war es, als hätte ich zum ersten Mal im Leben einen Film gesehen.« Das ist es. Das ist, wirklich, alles.

Konkret 05/98, S. 46

André Thiele

Von der Kraft kleiner Gaben

Wie der Aufklärer Johann Karl Wezel aus der Welt fliehen wollte und so der Welt der Gegenaufklärung nützlich war. Eine Schnurre (erzählt im Anschluß an die Beiträge von Frank Schäfer und Peter Fasel in KONKRET I+2/98)

Anfangs der 1790er Jahre reiste der abgestürzte Dichter Johann Karl 3 Wezel in seine Jugendheimat Sondershausen und wollte fortan privatisieren. Er ließ sich Haare und Nägel wachsen, wusch sich auch nicht mehr. Hierin lag eine Aussage. Sie lautete: Laßt mich in Ruhe. Man ließ zunächst.

Sondershausen war Residenz der Herrschaft Schwarzburg-Sondershausen, benachbart die Herrschaft Schwarzburg-Rudolstadt. Man lag im Streit. Es ging um Bergwerke, Marktfreiheit und die Frage nach der Beteiligung der Stände am Staat. Rudolstadt war wirtschaftlich aktiver als Sondershausen, aber keinesfalls geschickter. Man hatte Schulden. Die Stände waren demgemäß stark.

Anders in Sondershausen. Die Finanzen waren tadellos. Der alte Fürst starb 1794, bis dahin hatte man Wezels Forderung respektiert und ihn einfach unter Verschluß gehalten. Der neue Fürst war ein Autokrat und nicht gewillt, den Hofkabalen anders als mit Verachtung zu begegnen. Ein glücklicher Fürst übrigens. Jetzt hob ein Streit um Wezel an. Man begann zu publizieren. Es gab wie immer zwei Lager, und in jedem einen Kopf

Hier der Fürst: Der jagte gern, und hatte darum einen Prokurator, den Herrn von Weise. Der tat wie ihm befohlen. Jeder Umschwung im Reiche und im Bund machte den Fürsten nur stärker. Er prügelte die Stände und duckte die Ritter. Betrachtete die Revolution interessiert, begrüßte Napoleon, versteckte 1806 den Preußenkönig, trat zum Rheinbund, stellte sich in Wien günstig dar. Das hätte ewig so weitergehen können, wären da nicht die Bergwerke gewesen. Die nämlich konnten nur von Sondershausen und Rudolstadt gemeinsam ausgebeutet werden und schwarteten seit hundert Jahren ungenutzt vor sich hin. Rudolstadt war gierig. Was liegt einem Verschuldeten näher als die Bergwerke des Nachbarn? Nun gab es Kapital im Sondershäuser Land. Das gehörte den Edelleuten von Hopfgarten. Die hielten sich bei Hof den Assessor Günther von Ziegeler. Der stand für die zweite Partei.

Wir springen jetzt ins Jahr 1835. Wezel starb 1819. Hatte man ihn in Ruhe gelassen?

1835 war der Fürst 75. Sein erster Sohn war 34 und hatte Ambitionen. Man einigte sich: Der Kronprätendent und das Kapital gingen zusammen. Das soll seitdem öfter vorkommen. Wie beginnen? Eine Revolution mußte her. Man fing an, allerorten von einer Konstitution zu sprechen. Als hätte es einer befohlen. Man sprach und sprach, und als der Fürst auf seinen Jagden schon die Hirsche die Grundrechte diskutieren hörte, wurde er unruhig und galoppierte auf sein Schloß, das das seine nicht mehr war. Dort angekommen wurde ihm sofort hinterbracht, daß das Volk an die Schloßtore poche. Und tatsächlich pochte es allerorten. Als hätte es einer befohlen. Der Herr von Weise war inzwischen geworden: Geheimer Rat und Kanzler, Kammerpräsident, Hofmarschall und Oberstallmeister in einer Person, welche Ämter ihn so sehr beschäftigten, daß er den Aufmarsch des Volkswillens glatt verschlief. Kurz: Die Revolution glückte, man ließ den Fürsten noch die Flucht quittieren, und dann schickte man ihn auf ein kleines Jagdschloß mitten im Wald namens Possen.

Es ist offensichtlich, daß dieser Revolution alle weiteren deutschen Revolutionen nachempfunden sind. Deswegen sei auch der Ausgang erzählt. Der Fürst saß also auf Possen, war Possen aufgesessen, und als er entdeckte, daß man ihn gefoppt hatte, da legte er seinen Roten und Schwarzen Adlerorden an und wollte fort nach Berlin, zu seinem Freund und erhofften Retter Friedrich Wilhelm 111. Man erwischte ihn und sperrte ihn zurück. Aber Gott und das Kapital sind gnädig, man ließ ihn doch nicht einfach im Jagdschlößchen verrotten, sondern baute ihm eine Kegelbahn aus Holz. Die durfte er noch eineinhalb Jahre lang bolzen, bis er starb.

Von Ziegeler ward im selben Jahr Geheimer Rat, Kanzler, Konsistorialpräsident, überhaupt und besser: Chef »Wo bleibt von Weise?« fragen Sie, und ich muß mich schämen, das noch gar nicht gesagt zu haben. Im Amt natürlich, wo kämen wir denn hin, ein so verdienter Mann, als Präsident der Kammer.

Zu Beginn der 1840er waren von Ziegeler und von Weise dann nicht mehr präsent und die Bergwerke vergessen. Alle wesentlichen Posten wurden mit preußischen Beamten besetzt. Auch ansonsten war der neue Fürst nicht dumm. Er gewährte die versprochene Konstitution und wischte sie durch seine Taten wieder vom Tisch. 1848 ditto.

Was hat das alles mit dem seit 1819 toten Wezel zu tun?

Von Ziegeler war natürlich nicht allein. Außer ihm standen in der von Hopfgarten' Sold unter vielen Karl Ludloff, Forstsekretär und erster Bewacher Wezels, und Ernst Ludwig Gerber, Musiker und Verfasser des noch heute gerühmten *Lexikon für Tonkünstler.* Ziegeler, Ludloff und Gerber waren bis 1804 Verfasser aller wesentlichen Schriften gegen Wezel. Ziegeler gab zumeist mit kurzen Artikeln in auswärtigen Zeitungen den Ton an. Der änderte sich.

Bis 1799 schärfste Anfeindung. Wezel sei wahnsinnig, gefährlich, ein Verrückter. Von 1799 bis 1804 weitgehend Schweigen. Ab 1805 einzelne unschlüssige Notizen. 1811 dann durch von Ziegeler im Sondershäuser Staatsanzeiger die offiziöse Mitteilung: Wezel nunmehr gesund. 1812 führt ihn Gerber in seinem Lexikon ausführlich und lobend an. Ludloff verfaßte in diesen Jahren eine durchaus solide, bis heute nur in Teilen veröffentlichte Biographie Wezels.

Die von Hopfgarten wollten die Palastrevolution spätestens seit 1794 klar wurde, daß Wirtschaftsfreiheit auch mit dem neuen Fürsten nicht zu haben war. Dessen Verschrobenheit machte ihn schwer berechenbar. Und der verschrobene Wezel war schon noch wer. Der Hof könnte sich womöglich mit ihm schmücken wollen. Es sollte doch bitte kein Weimar werden aus der von Hopfgarten' Sondershausen. Andernteils sollte Wezel als der personifizierte Volkswille herhalten können für den Augenblick, in dem ein Volkswille nützlich würde. Wezel war in diesem Plan der von Hopfgarten' ganz privater literarischer Sansculotte, ein nützlicher Schreckensmann, den sie jederzeit aus dem Hute zaubern konnten. Zunächst aber redeten der von Hopfgarten' Mannen bis 1799 den Wezel verrückt.

Was geschah 1799? Aber zuerst: Wer hielt zum Fürsten? Die Vernunft. Dies in Gestalt von Herrn Johann Nikolaus Becker. Becker war ein guter Mann, einer von Aschers und Forsters Leuten: Doktor der Rechte zu Paris, 1792 ein »reisender Neufranke« und Befürworter der Mainzer Republik; unter Führung Custines, versteht sich. Freund des Preußens von Hardenberg, nach 1806 in französischen Diensten: Hier verfolgte er die rheinischen Räuberbanden, fing den Freiheitsfreund Schinderhannes und lochte ihn keine hundert Meter von meinem Schreibtisch im Mainzer Holzturm ein. Später gab er ein juristisches Magazin heraus. Ein Kopf mit scharfer Feder und geradem Urteil.

Becker veröffentlichte 179~

Buch *Wezel seit seines Aufenthaltes in Sondershausen.* Darin vertritt er zwei Thesen: Erstens sei Wezel nicht ganz beisammen; aber das sei auch ohne weiteres verständlich, ja notwendige Konsequenz der schändlichen Art, in der andernorts mit ihm umgesprungen worden war. Zweitens behandele man ihn in Sondershausen schlecht, so daß eine Genesung unmöglich werde, und dies bei einem so wertvollen Kopf. Außerdem deutet Becker an, daß dahinter etwas steckt. Er spricht überhaupt sehr nüchtern und vernünftig.

Die dahinter stecken wollen nicht, daß man denkt, daß etwas dahinter steckt. Anfang 1799 steht also Sondershausen Kopf Der Fürst tobt, die Stände zittern. Um was ging es?

Der zum Pugatschow bestimmte Wezel war im Arsenal der Rudolstädter Baschkire der Waffen kleinste. Er gab eben noch den Dolch, sagen wir: den Brieföffner im Gewande. 1799 in Anwendung aber kam die Waffe der Waffen, das Excalibur jeder Fronde, die Pershing II der Weltgeschichte, die große Verderberin.

Eine Ehe war angebahnt worden. Der von Hopfgarten' Pendant in Rudolstadt waren die von Kettelhodt, die »eigentlichen Regierer des Landes«, eine »groteske Spezies von Menschen und eine monströse Composition von Geschäftsmann, Gelehrten, Landjunker, Galanthomme und Antike« (Schiller an Körner, 27. Juli 1788). Die von Kettelhodt hatten den Galanthomme herausgekehrt und den Umsturz in Sondershausen durch eine Prinzessin zu Rudolstadt einzuleiten sich angeschickt. Durch Beckers Schrift stand nun die Frage im Raum: Wer sich einen Schreckensmann hält, sollte der seine Zwecke nicht auch durch eine Liebesdame zu verfolgen in der Lage sein?

Was tat der Fürst? Er ging die Ehe ein. Warum auch nicht? Die Agentin war entdeckt. Und ansonsten ausgesprochen schön. Bezeugt Schiller, kein Mann von geringem Geschmack (an Körner, 15. April 1790). Dieser Gefahr also sah der Hof gern ins Gesicht.

Der Fürst drehte die Agentin um. Cousine Caroline von Rudolstadt gebar 1800 eine Tochter und 1801 einen Sohn. Die leere Hülle schickte man noch im selben Jahr zu ihren Eltern zurück. Sie nahm das übel, verständlicherweise, und bezog später Sitz im sondershäusischen Flecken Arnstadt. Welcher fortan Rudolstadts Redoute auf Sonderhausens Boden ist.

Um diese Hochzeit also bangen die Stände im Jahr 1799. Wie kann des Fürsten Unmut besänftigt werden? Wezel muß weg. Wie? Im Gefängnis wäre er zu nichts nutze und außerdem in der Hand des Hofes, also wertlos. Man darf ihn nicht verlieren. Eine Sammlung wird veranstaltet. Unter Leitung der zweiten Rudolstädter Prinzessin Luise wird reichsweit aufgerufen. Es spendet vor allem der Herr Friedrich Perthes, Buchdrucker zu Hamburg.

Kennen Sie Perthes? Schwiegersohn von Matthias Claudius. Religiös Erweckter. »Nahm es als Zeichen Gottes, daß die Welt dem Napoleon ausgeliefert worden war, nicht damit sie sich ihm füge, sondern damit an der peinigenden Kraft des Bösen die erstorbene Kraft des Guten, wenn auch unter entsetzlichen Wehen, von neuem geboren werde« (Schnabel: *Deutsche Geschichte). Zu* diesem Zwecke führte er das religiöse Ethos in die Franzosenhasserei ein, kam später dann noch auf den *Deutschen Buchhandel als Bedingung des Daseins einer deutschen Literatur* und gründete folgerichtig 1825 den perennierenden Börsenverein des Deutschen Buchhandels als Standesinstrument der Buchjobber.

Seine Buchhandlung in Hamburg war seit 1803 »Sammelplatz der Militair-und Civilautoritäten«. Perthes selbst »stand im Mittelpunkt aller gegen Napoleon ankämpfenden treugesinnten Männer« und war »lange Zeit das Haupt derselben«. Als sein literarisches Auskunftsbureau zu eng zu werden drohte, gründete er einen Club, wo »bei verschlossenen Thüren von

gesinnungstüchtigen Männern Berathungen zur Abwehr gepflogen« wurden. Sein Hauptgeschäft war der Schmuggel verbotener, vornehmlich englischer Literatur ins Empire, ein Handel, den die Franzosen großzügig duldeten. Wer nicht duldete, war Perthes. 1813 »erkannte er den Wink« und marodierte offen gegen den Besatzungsherrn Hamburgs, Marschall Davoust (alle Zitate: Pfau. *Biographisches Lexikon,* 1890).

Unser Friedrich, Prinz von Hamburg, hatte sich verrechnet. Zwar entsetzten Davousts Truppen im August 1813 Schwerin, was Perthes und seine Kohorte zu glauben verführte, ausgerechnet sie hätten Hamburg von »Napoleon's Censur und Terrorismus« (Pfau: ebd.) befreit. Allein die Truppen kehrten nach 14 Tagen wieder zurück, und die hundert Blumen, kaum erblüht, waren schnell Opfer der gefräßigen Kürassiersgäule. Man wurde exiliert. Perthes rief noch: »Wo wir sind, ist Hamburg« *(Neuer Nekro*log, 1843). Dann ging es rasch nach England. 1814 kehrte er zurück und unternahm, sich zu belohnen, eine Pilgerfahrt zum Freiherrn vom Stein.

Zu Perthes' engen Freunden zählte die Creme der Germanomanen: Adam Müller, Görres, Arndt, Niebuhr, Ranke und die Gebrüder Schlegel. Warum bezahlte dieser Mann 1799 100 Karolin für die medizinische Behandlung des Dichters Wezel? 100 Karolin, das waren so an 800 Taler. Perthes hatte Mitte 1796 in Hamburg 24jährig seine Buchhandlung unter großen Schulden aufgemacht. Er und sein Kompagnon Besser segelten immer hart am Konkurs. Der Umsatz war zunächst grandios schlecht. Im Rezeß von 1799 wurde beider Kredit wie der aller Hamburger Häuser vernichtet. Selbst bis zum Hals im Wasser, woher hatte Perthes das Geld, hilfreich gegen andere zu sein?

Wer am Rande des Bankrotts gut leben will, braucht liquide Freunde. Der von Perthes hieß Adam Gottlob Detlev Graf von Moltke. Will sagen: So hieß er wieder. Denn 1789 hatten Herr Graf voll Freude über das, was er für die Pariser Fronde zur Abschaffung des »Tyrannen wider den Adel« Louis hielt, Volksnähe bewiesen und sich fortan streng verbeten, anders denn Adam Moltke gerufen zu werden. 1793 wurde ihm klar, daß das mit der Fronde nicht ganz den Kern der Sache traf Citoyen Moltke wandt sich mit Grausen. Der Graf forderte sein Recht. Und der Name ward prompt wieder lang.

Im Troß der enttäuschten Ex-Citoyens und Volksfreunde jener Tage fand Graf Moltke zwei, die ihn nie enttäuschen sollten, den Schlegelianer Wilhelm von Humboldt und den »Volksleiter« (Hacks) Barthold Georg Niebuhr. Ab 1815 kämpfte Moltke als Scherge Friedrich Christoph Dahlmanns mit der schleswig-holsteinischen Ritterschaft für die Freiheit der Stände gegen den kleinen Napoleon zu Kopenhagen.

Diesem Herrn waren 1799 800 Taler bestimmt nicht verschwendet, dingfest zu beweisen, daß Aufklärung wahnsinnig macht. So wurde ein Arzt gesucht, einer der sich in Geistesdingen auskannte, andererseits auch nicht so sehr, daß er Fragen stellen würde. Kontaktmann war Rudolph Zacharias Becker.

Dieser Becker, mit Johann Nikolaus nicht bekannt, verfaßte 1787 das *Nothund Hülfsbüchlein der Gemeinde zu Mildheim* und 1790 das *Mildheimische Liederbuch.* Diese Schriften »fanden glänzenden Beifall, wie seine übrigen volksthümlichen Unternehmungen« (Brockhaus). Dafür geht der Mann als Volksaufklärer durch. Seit 1786 Fürstlich Schwarzburg-Rudolstädter Rat zu Gotha, gründete er 1791 den »Allgemeinen Reichsanzeiger«, der 1806 bei Wegfall des Reiches zum »Allgemeinen Anzeiger der Deutschen« wurde. 1796 ergänzte er den Anzeiger durch die »Deutsche National-Zeitung«.

Diese reichspatriotischen Blätter zeigten Wirkung: Zacharias Becker »ward 1811 aus einem unbekannten Anlasse plötzlich von der französischen Polizei gefangen genommen und auf die Festung Magdeburg gebracht« (Reichenbach'sches Lexikon, 1832). Die Franzosen und ihre unbekannten Anlässe. Der mandat d'arrêt war übrigens unterschrieben vom Marschall Davoust, dem späteren »Robespierre de Hambourg«.

Auch sonst waren zwischen Perthes und Becker der Verhältnisse einige. Zacharias Beckers mit ihm in Gotha lebender Sohn Friedrich heiratete eine Tochter Perthes'. 1822 wurde Perthes von seinem klugen Kompagnon Besser sauber ausgebootet und verließ Hamburg gen Gotha. Dort kam er einige Tage vor des Rudolph Zacharias' Tod am 28. März an. Eine Verlegerstelle war jetzt frei. Friedrich Becker, zum Hofrat befördert, übernahm den »Allgemeinen Anzeiger« und die »National=Zeitung«. Perthes gründete einen fortan theologischen Verlag. Außerdem heiratete er des seligen Zacharias Becker' jüngste Tochter und wurde so seines Schwiegersohnes Schwager. Sagen Sie, was Sie wollen, aber der deutsche Patriotismus hatte damals etwas unappetitlich Familiäres.

Bis 1799 war Dr. Samuel Hahnemann ein fleißiger Sammler und Übersetzer der Erkenntnisse anderer. 1796 hatte er den Paracelsus mißverstanden und in des ansonsten tadellosen Hufelands »Journal« seine hieraus resultierende These »contraria contrariis curantur« publizieren dürfen. Gegensätze, besagt diese, haben die Eigenschaft, an einander zu gesunden. Die Fachwelt mochte diese These nicht. Hahnemann bezog Schläge und verstummte. Alles an seinen Schriften war unsystematisch und scharf gegen alle aufgeklärte Medizin. Er suchte nach Heilwirkung und kam auf die Lebenskraft. Später mochte er den Carl Carus sehr und focht gegen Kaffee und Gewürze als Hinderer der Vitalität.

1792 hatte Hahnemann in Georgenthal eine vollständig erfolglose Privatheilanstalt für Geisteskranke aufgemacht. 1793 wurde dort als einziger Patient überhaupt der Schriftsteller Klockenbrink geheilt. Dieser Unglückliche kam aber schon ein gutes Jahr später zu Tode, was Hahnemann Gelegenheit gab, über ihn zu publizieren und seine bemerkenswerte These zu

einer philanthropischen Psychiatrie zu verbreiten: Man überlasse den Kranken sich selbst, so wird die Lebenskraft ihr Werk schon verrichten. Es ging sehr human zu bei Hahnemann. Ideale Voraussetzungen für ein Versteck. Hier bestand keine Gefahr, daß Wezel vielleicht aus reiner Bösartigkeit genesen oder am Ende noch wirklich verrückt werden könnte.

Hahnemann hatte immer wieder Annoncen seiner patientenfreien Heilanstalt in den Reichsanzeiger des Herrn Zacharias Becker rücken lassen. Jeder wußte, Hahnemann war pleite. Ständig auf der Flucht vor Gläubigern. Verschuldet, mit immerzu schwangerer Frau, großem Anspruch und wenig Aussichten ein gefügiges Opfer finanzieller Avancen. 1799 hatte er die Georgenthaler Klinik penuntia causa schließen müssen und sich nach Altona abgemeldet. Dort drückten ihn Anfang 1800 schon wieder schwere Schulden. Langsam gingen ihm die Bücher aus, die er noch hätte übersetzen können. So floh dieser Wissenschaftshasadeur nach Hamburg ins schöne St. Georg.

Wezel wurde Ende Juni 1800 aus seinem Zimmer in Sondershausen von einem Unteroffizier ohne Angabe des Grundes oder Zieles in eine Kutsche und nach Hamburg gezerrt. Man hatte ihm vorgespielt, daß der Fürst dies befohlen habe, aber Hahnemann verrät, daß es eine Finte war. Die Hintermänner kennen wir.

Die Behandlung ging erwartungsgemäß prächtig schief Wezel sollte nach Hahnemanns genialem System in einer Art betreutem Wohnprojekt mit der ganzen Familie leben. Am neunten Juli 1800 traf Wezel in St. Georg ein, schmiß erstmal ein paar Vasen um und zeigte dem Hahnemann sein Taschenmesser. Dieser wurde plötzlich nüchtern und sperrte den Denker ganz philantropisch elf Tage lang in einen dunklen Keller, die Lebenskräfte zu wecken. Dann wollte er ihn überfallartig zum Spazierengehen bewegen. Was aber mißlang. Irgendwie kamen die beiden ins Reden. Man sprach und sprach und noch vor Jahresende veröffentlichte Hahnemann in rascher Folge die ersten der Artikel, die als Ausgang der Homöopathie gelten. Habe ich erzählt, daß Hahnemann alle Unterlagen und Manuskripte aus Wezels Zimmer in Sondershausen mitgefordert und erhalten hatte? Habe ich erzählt, daß seitdem auch das Manuskript zum dritten bis sechsten Band von Wezels *Versuch über die Kenntnis des Menschen* verschwunden ist, das nachweislich 1787 schon fertig vorlag? Wie mag das alles nur zusammenhängen?

Was, sagt Wezel im *Belphegor,* hilft? Nichts. Das sagt fortan auch Dr. Hahnemann: Nichts hilft.

Hahnemann, dem im ganzen Leben noch kein Gedanke gekommen war, außer, nach einer furchtbaren Chininvergiftung, die er sich beigebracht hatte, dem, daß man von Chininüberdosen gefälligst die Finger lassen soll, entdeckte kein halbes Jahr nach der Begegnung mit Wezel die Subquantität als Wirkungsprinzip. Das Pharmakon Nihilin ward präsentiert. Wir dürfen staunen. Hahnemann kam auf Ideen, und weil er zwar ein Trottel, ansonsten aber nicht ungeschickt war, wußte er auch, was er sofort tun mußte: Wezel loswerden. (Er wird wohl auch geahnt haben, daß hinter Wezels Krankheit mehr steckte, als seiner medizinischen Karriere auf Dauer förderlich sein würde.) Nach ausführlicher Sichtung der Unterlagen und des Hirninhalts von Wezel forderte er eineinhalb Monate nach Beginn der Kur schriftlich, man solle Wezel umgehend abholen, und beschied ansonsten dreierlei: Erstens sei Wezel verrückt. Zweitens per Fernkur durch ihn, Hahnemann, heilbar, jedenfalls »an einem Ort, wo Menschenliebe wohlfeil ist«, also näherungsweise nirgendwo. Drittens sei Wezel »ganz anderer Art, als man im Publikum verbreitet hat«, nämlich nicht verrückt, oder so ähnlich.

Ein Wirrkopf Und am zweiten September 1800, einen Tag nachdem die Sondershäuser Kutsche den armen Wezel zurück nach Hause zerrte, prescht Herr Hahnemann aus Hamburgs Pforten »gerade noch rechtzeitig vor Toresschluß«, wie er an Zacharias Becker schreibt, auf der Flucht vor seinen Gläubigem dem ewigen Forscherdrang gehorchend und nicht mehr Halt machend, bis er im Herzogtum Lauenburg angekommen ist. Dort faßt er die so wundersam gewonnenen Gedanken in einem Buch *Heilung und Verhütung* zusammen. Das erscheint Anfang 1801. In Gotha. In der Buchhandlung Rudolph Zacharias Becker.

Artikel zu Wezel fanden sich fortan keine mehr, er war vergessen, die Sache ein voller Erfolg und man zufrieden. Rudolph Zacharias Becker wurde belohnt und 1802 vom Fürstlich Schwarzburg-Rudolstädter Rat zum dito Hofrat gemacht. 1805 rasselte das Kapital in Gestalt von Herrn von Ziegeler wieder durch einen Artikel »Wezel zu Sondershausen« in der »Zeitung für die galante Welt« mit seinem Säbel. Ziegeler hatte ein Problem: Er war nicht mehr so recht Herr der Lage. Mit dem Perthes war eine starke Fraktion mit anderen Interessen zum Club der Freiheitsfreunde gestoßen. Es roch schon nach Hasenheide. Auch publizierte Wezels untreuer Verleger Dyk Ende 1804 unter Wezels Namen den *Grundriß eines eigentlichen Systems der anthropologischen Psychologie überhaupt* in zwei Bänden. Dieses Werk entspricht in weiten Teilen dem dritten und vierten Band des zuletzt 1785 in Band zwei bei Dyk erschienenen *Versuch über die Kenntnis des Menschen.* Woher hatte Dyk das Manuskript? Vielleicht hatte Hahnemann es ausgelesen. Schließlich erschien sein erstes rein homöopathisches Werk *Fragmenta* ebenfalls Ende 1804. In Leipzig. Bei Dyk.

Im selben Jahr mischten sich noch zwei ein. Das Machwerk *Gott Wezels Zuchtrute des Menschengeschlechts* kam zugleich bei Zacharias Becker in Gotha und bei Hennings in Erfurt heraus. Hennings blieb fortan im Spiel. Er brachte nach Art der *Zuchtrute* 1811 nochmal und umfangreicher in vier Bänden unter Wezels Namen *Verstand und Narrheit, die Regenten der Welt,* damit der Zusammenhang zwischen Aufklärung und Wahnsinn auch dem Letzten klarwürde. Woher hatte Hennings das Material zu *Verstand und Narrheit?*

1812 erschien bei Christian Jeremias Langbein in der abgelegten Prinzessin Carolines Flecken Arnstadt unter dem Titel *Gedichte* ein weiteres Bändchen von Interesse. Es stammt nicht von Wezel. Zumindest nicht direkt. Es stammt von August Blumröder.

August Blumröder, ein aus Sondershausen gebürtiger Offizier und literarischer Plänkler, trat 1809 als Kapitän aus Preußischen in Sondershäuser Dienste. Er wurde erst Aufseher und Verwalter Wezels, 1816 geadelt und Erzieher des jungen, 1801 geborenen Prinzen, also Gouverneur. Von Ziegeler hatte das Pfand Wezel 18 10 schützen wollen und zu diesem Zwecke ein Dekret erwirkt, das Dritten jedweden Umgang mit dem Schreckensmann verbot. Außerdem ließ er ihn verlegen, vom Logis beim für alle Welt spitzelnden Silberdiener Bähr zum nur für von Ziegelers Geld spitzelnden Hoffriseur Schmidt.

Blumröder, der »verhüllte Bote« am »unsichtbaren Gängelband«, wie er sich 1821 selbst nennt, ließ sich den Dichter gern für einige Zeit entziehen und begnügte sich derweil mit den seit 1800 aufgelaufenen Manuskripten. Die schrieb er mit Hilfe seiner Freunde nach eigenem Zeugnis so weit als möglich ab. Vor allem, erinnert er sich 1857, die Gedichte. Woher nun hatte Hennings 1811 das Material für die vier Bände *Verstand und Narrheit?* Das weiß ich nicht. Woher aber hatte Blumröder nur das Material für die *Gedichte?* Die erschienen 1822 sogar in zweiter Auflage. Diesmal in Sondershausen. Bei Bernhard Friedrich Voigt.

Man redet zu sehr von Autoren. Die Verleger sind es, die das Buch machen, das ansonsten bloß geschrieben bliebe. Autoren, die meisten, legen großen Wert darauf, nicht verstanden zu sein. Das verbreitert das Publikum. Der Wert des Verlegers ist sein Name, aus ihm ergibt sich das Programm. Hierin vor allem will er verstanden sein. Später wurde das begriffen. Seitdem legen Verleger oftmals großen Wert darauf, nicht erkannt zu werden. Man muß jetzt häufig ins Handelsregister gucken, um zu wissen, woran man ist.

Der Verleger Voigt war seit 1806 als reisender Landkarten-Marketender ein kleiner Kriegsgewinnler. 1811 kam er nach Sondershausen und gründete gegen einigen Widerstand des Hofes die Zeitung »Früchte geretteter Preßfreiheit«, die er später »Teutonia« und endlich »Der Deutsche« nannte. Das hat seine innere Logik. Vor allem aber war er Förderer und Herausgeber des Germanomanen Hartwig von Hundt-Radowsky (s. KONKRET 2/98). Voigt brachte 1819 drei der rassenantisemitischen Werke Hundt-Radowskys heraus, insbesondere das Blutwerk *Judenspiegel.*

Voigt und Blumröder, diese beiden Mudschaheddin, hatten schon 1816 zusammen ein Buch gemacht: das Gedicht Ire*ne,* »gebrochen in den Ruinen der nächsten Vergangenheit«. In welcher Ruine der nächsten Vergangenheit war hier gebrochen worden?

Für Blumröder aber fiel der Steinbruch Wezel so schnell nicht leer. Er dankte mit wüsten Publikationen bis ins hohe Alter. Auch der Sache der Freiheit blieb er treu. Durch die Kampagne von 1835 bekamen Herr von Ziegeler und der junge Prinz die Oberhand, und von Blumröder folglich keinen Posten. Ich sagte schon, dumm war der neue Fürst nicht. Und von Ziegeler ebensowenig. Den Fehler, die Fee Perthes gerufen zu haben, wollte er am Lumpazivagabundus Blumröder nicht wiederholen. Das Kapital hatte einen anderen Fürsten gewollt, nicht keinen. Von Ziegeler war Bourgeois genug, Monarchist zu sein. Von den Feen und den Bergwerken ließ er fortan die Finger. 1840 aber zeigte sich Stein-Perthes-Blumröders schlechter Gouverneurs-Einfluß auf den Fürsten. Der wandte sich dem Reich der Feen zu, nach St. Petersburg, dem erweiterten Vorort Londons. Und von Ziegeler ging. Vielleicht nicht ganz zu unrecht. Sein Nachfolger war der Geheime Hofrat Carl von Pietzker, ein Mann aus von Hardenbergs Berliner Kabinett des Jahres 1810. Auch Pietzker paßte die neue Richtung nicht. Er ließ sich binnen kurzem wieder abziehen. Der Fürst erreichte trotzdem sein Ziel. 1855 wurde Schwarzburg-Sondershausen von der Herrschaft zum Staate erhoben. Der Fürst gab den Hof auf und ward endlich Czar.

Blumröder hingegen verschwand natürlich nicht einfach still von der Bühne der Freiheitsliebe. Er wechselte vom Gouverneur zum Landrat, somit auch ex offico vom Hof zu den Ständen. 1824 und 1837 publizierte er wieder bei Voigt, das erste Mal als Theophilus Phosphorus. Das sollte »Faust Mephisto« bedeuten. Als solcher beleuchtet Blumröder das Treiben der *Spukgeister in der Kirche und im Staate.* Jede Zeile singt die Klage des Mißlingens der ständischen Bataille. Später entdeckte und rettete er noch das Christentum und wurde 1848 Abgeordneter im Frankfurter Parlament. Wer hätte das gedacht. Zum Glück kam er schon 1849 hinter *Das Verhältnis von Revolution zur Religion* und warnte und belehrte »diejenigen, die in der Revolutionszeit ihren Gott verloren haben«. 1860 starb er, ganz dem Heiligen ergeben.

Und die Moral von der Geschicht'? Privatisieren geht schief. Lange Haare, Bärte, Nägel helfen nicht. Die »Aufklärung der Aufklärer« (KONKRET 1/98), die der Sonderling und gefallene Denker Johann Karl Wezel geleistet haben soll, ist selten mehr als die lächerliche Geburtshelferin des ewig gleichen Mesmerismus und in ihrer Hilflosigkeit billige Inspiration für die Feinde des Fortschritts und ihre Ritter. Die ganze Radikalität, die umfassende Opposition des literarischen Sansculotten Wezel hat ihn am Ende doch nur zum Affen der Gegenaufklärung gemacht. Man wird nicht in Ruhe gelassen.

André Thiele studiert Rechtswissenschaft in Mainz

Konkret 05/98, S. 51

Marcus Meier

Befreite Witzzonen

Humor im Thule-Netz: Wenn Nazis lachen, hört der Spaß auf

Was macht ein besoffener Nazi, der beim Urinieren auf fremdem Grundstück ertappt und deswegen zur Rede gestellt wird? Er mimt den Unzivilisierten: »Was du wollen, ich Türke. Du wollen Streß? Ich holen meine Brüder und dann du haben Streß, du deutsch Nazi-Sau. Dann du haben große Streß!« Dann steigt er zurück ins Auto und beschimpft die verständlicherweise sprachlosen Grundstücksbesitzer auf »gut deutsch«: »Ihr feiges Spießerpack. Bei einem Deutschen fühlt ihr euch stark und macht ihn wegen nichts zur Sau. Aber kaum glaubt ihr, einen Ausländer vor euch zu haben, zieht ihr den Schwanz ein. Pfui!«

Sie haben sich nicht bepißt vor Lachen? Dann ist das Humor-Angebot des Thule-Netzes nichts für Sie. Denn auf diesen Internet-Seiten für den computerisierten NS-Debilo finden sich ausschließlich Witze und Satiren; die dieser offenbar wahren Begebenheit aus der deutschen Provinz in punkto Niveau und Pointenreichtum in nichts nachstehen.

Das Thule-Netz fischt nicht nur im Internet nach Kameraden. Es ist vielmehr »ein unabhängiger und überparteilicher Zusammenschluß von Mailboxen in Deutschland und Europa«, das in diesem Bereich »befreite Zonen« schaffen will. Ziel ist nach Angaben der Betreiber, rechte Gegenöffentlichkeit zu schaffen, eine ungefährdete Kommunikation zwischen verschiedenen Initiativen zu ermöglichen und deren Arbeit zu effektivieren. Auch sollen so Personen »außerhalb des >rechten Ghettos<« erreicht werden.

Die Seiten des »Thule-Seminars« finden sich ebenfalls auf dem Internet-Server des Thule-Netzes. Das Seminar hält sich für »die Drehscheibe der kulturellen Revolution eines erwachenden Europas, das sich seines Anders-Seins in der Morgenröte des Ethnos wieder bewußt wird mit neuem Mut zur Originalität, zu Eigenart und Identität«. Ja, es will gar die »Avant-Garde einer neuen Partei des Geistes« sowie »weder rechts noch links«, vielmehr »revolutionär, anders, avantgardistisch« sein.

Beider Name verweist auf die Thule-Gesellschaft, eine gegen Ende des Ersten Weltkriegs gebildete okkulte Vereinigung, die prominente Nazis wie Rudolf Heß und Alfred Rosenberg zu ihren Mitgliedern zählte. Auch Hitler war - nach Angaben des Gründers der Gesellschaft, Rudolf Freiherr von Sebottendorff - »Gast der Thule«. 1923, nach dem zeitweiligen Verbot der NSDAP, fanden deren Mitglieder Unterschlupf in den Räumlichkeiten der Thule-Gesellschaft, was die Nazis nicht davon abhielt, sie 1933 zu verbieten. In Anlehnung an »neu-rechte« Konzeptionen hat das Thule-Netz sich den Kampf um die kulturelle Hegemonie auf die schwarz-weiß-rote Fahne geschrieben.

Hegemonial jedoch sind momentan noch die »ewiggestrigen« Achtundsechziger, ein hygiene- und logikfeindlicher Haufen, wenn wir dem, tja, humorvollen Beitrag »Vater & Sohn« Glauben schenken dürfen. Der dieser Personengruppe angehörende Vater lebte in seiner Jugend in einer »kiffenden Sturm-WG« voll leerer Apfelsinenkisten und schmieriger Matratzen. Heute schreit er nach den »Fascho-Bullen«, wenn ihm ein (wie könnte es anders sein:) türkischer Junge den Mercedes-Stern vom Auto klaut. Außerdem beschimpft er seinen Sohn (der ihn »Alter« nennen muß), weil dieser sich die Haare regelmäßig wäscht und seit 2 Jahren dieselbe Freundin hat. Doch damit nicht genug des PC-Terrors: Die Freunde des Alten begegnen dem Sohn heute im Geschichtsunterricht - als »Pauker«. Ja, so und nicht anders spielt das Leben, und zwar dem (r)echten Deutschen übel mit.

Doch der hat noch ganz andere Probleme. Denn die Ausländer nehmen ihm durchaus nicht nur Arbeit, Geld und Wohnung weg, wie die Geschichte des Nigerianers Wazingue Ngoro (»das ist: der Bock, den alle Ziegen ersehnen«) verdeutlicht. Ngoro hat keine Lust, einen schlecht bezahlten Lehrerjob in der nigerianischen Provinz anzutreten. Er beantragt daher, man ahnt es schon, Asyl in Deutschland, wo die blonden Frauen »ganz verrückt nach Afrikanern« sind. Natürlich kassiert er gleich mehrfach Sozialhilfe. Eine Frauke Bomewitz-Budzinski aus der »Asylanteninitiative« sinkt, nachdem der von ihr vernachlässigte Ehemann Kai-Detlev zur Urschreitherapie gegangen ist, mit Ngoro ins Ehebett.

Auf einem »multikulturellen Fest« kochen die »blonden Frauen« Ziegenbraten mit Hirsebrei, und zwar »nach einem afrikanischen Kochbuch, weil Männer in Afrika nicht kochen«. Doch dies ist nicht irgendein Gericht: »Zu uns sind viele deutsche Männer gekommen, weil wir gesagt haben, diese Speise ist der Grund, daß wir Afrikaner soviel Erfolg bei den Frauen haben«, schreibt Ngoro in einem Brief. »Ich möchte gerne wissen, was die Männer ... abends im Bett mit ihren Frauen angestellt haben. Der Glaube ist wichtig.« Und so entwickelt sich ein schwunghafter Handel mit Potenzmitteln.

Als Ngoro vor einem betrogenen Ehemann (einem deutschen Fernfahrer) fliehen muß und sich dabei verletzt, behauptet er, er sei von Skinheads verprügelt und beraubt worden. Natürlich wird er umfangreich entschädigt, der Bundespräsident schickt ein Telegramm, die Grünen wollen die Skinheads ins Konzentrationslager schicken, und alle dummen Deutschen schämen sich. Der Sozialpädagoge Björn Kacke (kein Scherz, bzw. natürlich doch) macht die Bildungspolitik für den

Überfall verantwortlich, da sie die Interessen der Asylbewerber nicht hinreichend berücksichtige. Die Fernfahrersgattin hingegen zieht in ein Frauenhaus, das von »zwei Frauen von der Grünen Partei bewacht« wird, welche »die Frauen verzaubern, so daß sie keinen Mann mehr mögen«. Jedenfalls keinen einheimischen.

Das Thema Impotenz ist aus irgendwelchen Gründen aus dem Witzrepertoire des Thule-Netzes nicht wegzudenken. Es wird, diesmal antisemitisch gewendet, in einer Kurzmeldung erneut aufgegriffen. Dort lesen wir, daß zwei orthodoxe Juden an der ägyptischen Grenze mit einem 550 Kilo schweren Felsbrocken vom Berg Sinai erwischt worden seien, den sie nach Israel schmuggeln und dort zermahlen wollten, um damit die Potenzprobleme strenggläubiger Juden zu lösen. Wie Ngoro schon sagte: »Der Glaube ist wichtig.« Vielleicht könnte er sogar beim Thule-Netz-Leser Berge versetzen? Man weiß es nicht.

Leider geht es, wenn es um Juden geht, nicht immer so lustig zu im Thule-Netz. 1994 hat es sogar richtigen Ärger gegeben, und zwar wegen einer »Satire auf die ständigen Forderungen des >Zentralrats der Juden< an das deutsche Volk« (Verstöße gegen die grammatische »Korrektheid« (Klaus Rainer Röhl) im Original). In Frankfurt habe sich ein »Zentralrat der Neandertaler in Deutschland« gebildet, der jedoch aus »Gesinnungsneandertalern« bestehe, da es »keine Überlebenden des schrecklichsten Holocausts der Menscheitsgeschichte, der Endlösung der Neandertaler durch den homo sapiens« gebe. Diese »Gesinnungsneandertaler« forderten nun 13 Milliarden DM Wiedergutmachung.

Diese »Satire« war selbst der Justiz zu heftig: Thule-Netz-Systemoperator »Joschi« wurde wegen »Beihilfe zur Volksverhetzung« zu einer Geldstrafe verurteilt, sein Rechner konfisziert. Kein Wunder, daß die Thule-Netz-Aktivisten sich als Opfer einer neuen Hexenverfolgung wähnen. So lesen wir in der Satire »Der Natzi-Hammer«, jedermann müsse dem »Neo-Natzi ... jederzeyt und allemalen den Garaus mache(n)«. Treffen kann der Hammer alle. Denn »dringend verdaechtig eyn Neo-Natzi zu seyn« ist jeder, der sein »teutsches Vaterland lobet«. Und weil der »Neydaitsche« es liebt, »sein eygen Nest (zu) bescheisse(n) und dem Fremden die Stiefel (zu) lecke(n)«, ist der Liebhaber des Vaterlandes natürlich vorn Aussterben bedroht.

Der Neandertaler läßt grüßen.

Konkret 05/98, S. 52

Frank Schäfer

Ein Kompositum

Herman Melvilles romantische Odyssee »Mardi - und eine Reise dorthin« ist nach fast 150 Jahren erstmals in einer deutschen Übersetzung erschienen

Herman Melville, Sohn eines übel beleumdeten, noch dazu tobsüchtigen Bankrotteurs, hält nicht viel zu Hause. Gleich nach der ordentlichen, entsprechend tristen Banklehre heuert er auf einem Walfänger an, segelt bis nach Tahiti, meutert, wird ins Gefängnis gesperrt, kehrt in die Vereinigten Staaten zurück und gießt seine Pazifik-Abenteuer in zwei einigermaßen realistische Reiseromane um, *Taipee* (1846) und *Omoo* (1847), die ihn als freien Schriftsteller etablieren und ihm zu kurioser Berühmtheit verhelfen. Aus Melville wird »der Mann, der unter Menschenfressern gelebt hat«. Nun ist sein Stoff-Fundus aber augenscheinlich geplündert. Und so liegt es nahe, »ein Südseeabenteuer als Phantasieerzählung zu schreiben«, wie er im Vorwort zu Mardi, seinem dritten Roman, ankündigt. Viele hundert Seiten später heißt es in dem Buch: »Ich bin ohne Karte gereist. Mit Kompaß und Blei hätten wir diese Inseln von Mardi nicht gefunden. Wer kühn in See sticht, kappt alle Taue und wendet sich von der gewöhnlichen Brise, die jedermann gewogen ist; und füllt die Segel mit seinem eigenen Atem.«

Also ein Sprung in die Imagination. Mit ihm springt der (zunächst) namenlose Ich-Erzähler aus einem Walfangschiff ins mitgeführte Beiboot, um sodann auf eigene Faust, nur in Begleitung der alten Teejacke Jarl, die polynesischen Kingsmill-Inseln zu suchen. Nach abwechselnd stürmischer und von Flauten unterbrochener Fahrt nebst allerlei allzu abenteuerlichen Abenteuern erreicht das mittlerweile vom Polynesier Samoa komplettierte Trio ein Atoll. Prompt treffen sie auf eine Horde Eingeborener, die soeben damit beschäftigt ist, die auratisch-albinohafte Yillah dem hiesigen Gott zu opfern. Das wird flugs verhindert und Yillah befreit. Dabei erdolcht der Erzähler den Hohepriester der Autochthonen, was ihm für den Rest des Romans arge Gewissensbisse, krude Visionen und eine handfeste Vendetta beschert, denn von nun an heftet sich eine rächende Meute an seine Fersen, die notorisch auftaucht und den Erzählfluß antreibt, wenn Melville auf der Stelle tritt. Mit dem ätherischen Ideal-Weib stechen die glücklichen Retter wieder in See und erreichen die Inselkette Mardi, wo man sie freundlich aufnimmt und den Erzähler als eine Art Halbgott verehrt. Für eine Weile leben alle in idyllischer Beschaulichkeit, die jäh zerbricht, als Yillah aus unerklärlichen Gründen verschwindet. Ganz unerwartet kommt das freilich nicht, schon vorher hat sie immer wieder vom Ertrinken in einem Strudel phantasiert! Mit neuen Freunden, allesamt Karikaturen, die aber so etwas wie eine Vielfalt der Weltinterpretation gewährleisten, begibt sich der Ich-Erzähler, mittlerweile von den Eingeborenen »Taji« getauft, auf die Suche. Die wackeren Mannen segeln von Insel zu Insel und machen Bekanntschaft mit verschiedenen Staats- und Gesellschaftsformen, die jeweils eine Idee, ein Prinzip oder einen Habitus illustrieren und satirisch-parabolisch Melvilles historische Wirklichkeit spiegeln. Ein klassisches Satireschema, das auch in Rabelais' *Gargantua und Pantagruel* oder in *Gullivers Reisen* von Swift illustre Verwendung findet.

So gemahnt denn das überaus muntere lebensfreudige Eiland Vivenza stark an die Vereinigten Staaten - Melville erweist sich trotz gelegentlicher satirischer Knüffe als aufrechter Patriot! -, Dominora dagegen an einen englischen Satrapen-Staat, ein Dominion. Auf Diranda ist das Problem der Überbevölkerung aufs Eleganteste gelöst, auf Maramma leben die orthodoxen Frömmler - und so weiter. Die serielle Struktur ermüdet doch arg, und die Satire ist nicht selten etwas platt. Dann schließlich das phantasmagorische Finale, das Zusammentreffen Tajis mit der ewig lockenden, schattenhaftsinistren Königin Hautia, die ihm während der ganzen Expedition durch rätselhafte Blumengeschenke ihrer Heroldinnen Avancen gemacht hat. Die mit Dunkelheits-Metaphern mondän ausstaffierte und fast zu deutlich als Antipodin der unschuldigweißen Yillah gezeichnete Amazone verkörpert dann wohl die bedrohliche, verzehrende Seite des Weiblichen. Eros versus Thanatos? Ein psychoanalytisch beschlagener Leser hat sicher seine Freud daran.

Hautia buhlt um Taji, kann ihn aber nicht für sich gewinnen. Ein rauschhaft-surrealer Reigen, wie im Fieberwahn geschrieben. Und Yillah bleibt verschollen. Das vorherbestimmte Schicksal hat sie längst ereilt, wohl durch die Hand Hautias. Wieder begibt sich der Erzähler auf die Suche. Der Roman transzendiert. Auch jenseits des Atolls, eben im Jenseits, jagt Taji weiter - und wird gejagt, von des Priesters Rächern: »Und geradewegs in meiner weißen Kielspur jagte ein Boot dahin, über dessen Bug sich drei starre Gespenster beugten - sie wogen drei Pfeile in ihren Bögen.« Das Motiv des »gejagten Jägers« als Sinnbild der conditio humana?

Verschiedentlich hat man dieser Roman-Chimäre Modernität sowie gewisse antizipatorische Qualitäten bescheinigt - so Brigitte Kronauer in ihren eleganten und luziden Mardi-Umkreisungen (»FAZ« vom 14. Oktober 97) und in der Folge dann auch Greiners Ulrich (»Zeit« vom 5. Dezember 1997). Das ist nicht falsch, trifft aber auch nicht den Kern. Mardi ist so modern wie die Romantik - und damit seiner Zeit keineswegs voraus. Seine die Realität überwuchernden Traumsequenzen; der arabeske, bisweilen hermetische Symbolismus; die poetologisch verantwortete Disparatheit und strukturelle Inkohärenz; die kalkulierte Unabgeschlossenheit, die das Kunstwerk der Unendlichkeit (hier konkret dem Jenseits) öffnet, das Problem der Dissoziation des Individuums - all das, und es gibt weiteres, sind romantische Signaturen, die sich freilich zum Teil in der Moderne fortgeschrieben haben.

Sie sind hier eingelöst, nicht nur poetisch, sondern eben auch poetologisch. Kurz vor dem Finale furioso gönnt Melville den Reisenden eine Ruhepause. Sie dürfen sich in einem schattigen Hain niederlassen und über Literatur unterhalten, namentlich über den großen Dichter Lombardo, ein Alter ego des Autors, und dessen gewaltiges Koztanza-Epos, das Mardi-Analogon. Dieses ausführliche Gespräch, das sich zum längsten Kapitel des Buches auswächst, setzt nicht nur formal die »Poesie mit der Philosophie ... in Berührung«, indem Melville die Unterredung als Dialog inszeniert und so die berühmtesten Gespräche der abendländischen Kulturgeschichte, die sokratischen Dialoge Platons nachbildet. Hier wird auch Philosophisches verhandelt, Melvilles kunsttheoretisches Programm nämlich. Der besessene Philosoph Babbalanja, mit seinen kritisch-rationalen und obsessiv-deliranten, wenn man so will: poetischen Persönlichkeitsanteilen gewissermaßen die Romantik in persona, steht seinen unkundigen Freunden Frage und Antwort und skizziert dabei ganz nebenbei Lombardos/Melvilles Ästhetik. Auf den Vorwurf, es fehlten dem Epos die »Einheiten« (gemeint sind wohl die drei aristotelischen Einheiten s antiken Dramas: der Zeit, des Raumes und der Handlung), zitiert Babbalanja zunächst die fingierte Autobiographie Lombardos: »Eine Zeitlang versuchte ich, in der Gunst dieser Nymphen zu verweilen; doch sie erwiesen sich also so spitzfindig und pedantisch, und erzürnten mich mit ihrer Fehlersucherei so sehr, daß ich schließlich auf sie verzichtete.« Und verteidigt schließlich die Preisgabe der Regelpoetik: »... was macht es schon, wenn er eine grobe Wirklichkeit einriß und die ätherischen Sphären plünderte, um etwas Eigenes daraus zu schaffen - ein Kompositum? Geist und Materie sind ein Paar, auch wenn sie nicht zusammenpassen; oft sind sie entzweit, doch in der Koztanza sind sie vereint: die ätherische Taille, umschlungen von kräftigen Armen.«

Melville redet einer totalen Emanzipation bzw. Entgrenzung des genialischen Dichter-Subjekts das Wort - erkennt mithin das erste Romantiker-Gesetz an, demzufolge »die Willkür des Dichter kein Gesetz über sich« leidet -, um den nötigen Platz zu schaffen für die große universale Synthese. Eben jener Synthese, die es, indem sie »Geist und Materie«, »Poesie und Prosa«, Realität und Traum inkorporiert, mit der Unendlichkeit aufnehmen kann. Unter den Bedingungen des Endlichen läßt sich Unendlichkeit aber nur in einer offenen Form darstellen: episodisch, fragmentarisch, als ein inkohärentes »Kompositum« eben, das an seinen Rändern deutliche Bruchstellen aufweist. Diese Bruchstellen bezeugen gewissermaßen das unendliche Kontinuum, dem der Dichter ein Stück entrissen hat. So ist noch das Strukturprinzip der Unordnung in Mardi romantischer Kunsttheorie geschuldet.

Daß dieser Roman ein grandioser Mißerfolg wurde, lag also nicht etwa daran, daß er nun sonderlich unzeitgemäß gewesen wäre, sondern an seinen kaum zu übersehenden Schwächen. Die erzählerischen Scharniere, mit denen die einzelnen Episoden verbunden sind, knarren doch arg, die Allegorien wuchern bisweilen allzu üppig, und die immer mitlaufende Philosophie oszilliert zwischen Tiefgang und Nonsense. Auch jenes »Schlafwandeln des Geistes«, das rauschhafte, beinahe besinnungslose Schreiben, das Babbalanja Lombardo nachsagt und das wohl auch Melvilles Schreibpraxis entsprach, will gelernt sein. Und Melville hat gelernt. Er läßt sich nicht abschrecken von den unzähligen Verrissen und dem schlechten Verkauf des Buches, setzt sich schon bald an den nächsten Roman, *Weißjacke (1850*). An seinen Schwiegervater, den gestrengen Richter Lemuel Shaw, der die Familie Melville aushält, weil das Oberhaupt sich und die Seinen nicht mehr mit der Schriftstellerei ernähren kann, schreibt er kurz zuvor selbstbewußt, sein »größtes Bestreben« gehe dahin, »jene Art Bücher zu schreiben, von denen es heißt, sie seien ein >Mißerfolg<.«

Herman Melville: *Mardi - und eine Reise dorthin.* Übersetzt und kommentiert von Rainer G. Schmidt, Achilla Presse Hamburg 1997, 2 Bde., zus. 1.082 Seiten, 84 Mark

Konkret 05/98, S. 54

Ralf Blendowske

Buch & Deckel

José Saramago: Die Stadt der Blinden. Rowohlt Verlag, Reinbek 1997, 399 Seiten, 42 Mark

Nur wenige Augenblicke noch, dann schaltet die Ampel auf Grün. Aber der Mann im Auto sieht nur noch Weiß - also nichts mehr. Sein Ausruf, daß er erblindet sei, erreicht einen hilfsbereiten Menschen, der ihn nach Hause fährt. Gestützt auf die zweckmäßige Erkenntnis, daß einem Blinden ein Auto wenig nützt, stiehlt der Samariter den Wagen. Wenige Straßenecken weiter greift die Polizei den Dieb auf Keine Eigentumsfragen werden da geklärt. Denn auch dieser Mann blickt ins blinde Weiß. Der Beginn der Geschichte ist damit berichtet, und der Rest ergibt sich quasi von selbst.

Mit einer sparsamen Besetzung stattet der portugiesische Autor José Saramago seine Erzählung *Die Stadt der Blinden* aus. Selbst Namen spielen keine Rolle. Es treten auf. der erste Blinde, der Dieb, die Frau mit der dunklen Brille, der schielende Junge, ein Augenarzt und andere, die alle der weißen Blindheit zum Opfer fallen. Allein die Frau des Augenarztes bleibt sehend.

Nicht außergewöhnliche Charaktere treiben die Handlung voran, sondern die Dynamik der Umstände: Die Regierung verhängt eine Quarantäne, und die Blinden werden interniert. Gewalttätige bilden eine Bande, stehlen Essen und terrorisieren Opfer. Nach allerlei Leiden und einem Aufstand wird schließlich die Isolierung der Wenigen sinnlos, weil auch die restlichen Einwohner der Stadt nichts mehr sehen. Am Ende verschwindet das Weiß so zufällig, wie es gekommen war.

Vermutlich wird Saramagos neuestes Buch als eine Parabel auf Seuchen und Katastrophen aufgefaßt werden. Möglicherweise wird auch die Analogie zur blendenden medialen Reizüberflutung thematisiert. Solchen Lesarten entginge allerdings der betont lakonische und unterkühlte Stil, mit dem sich der Erzähler nahezu völlig auf die Funktion des Protokollanten zurückzieht. Diese Form, die Saramago eigenwillig und souverän beherrscht, ermöglicht vor allem: die Entwicklung der Logik der Verhältnisse.

Konkret 05/98, S. 54

Frank Schäfer

Buch & Deckel

Hermann Peter Piwitt: Ein unversöhnlich sanftes Ende. Roman, Rowohlt Verlag, Reinbek 1998, 184 Seiten, 34 Mark

Auch wenn die »neue literarische Hoffnung« des »Jungen Deutschlands«, Matthias Altenburg, jüngst in seinem Heimatblatt »Die Zeit« etwas anderes vernehmen ließ: Dies ist kein Roman. Vielmehr kompiliert Piwitt einige politische Parabeln mit Momentaufnahmen und knappen Geschichten aus dem Alltag der späten 90er Jahre. Diese disparaten Erzählsplitter sind nur lose miteinander verknüpft: durch Handlungsorte, die sich wiederholen, das Freibad vor allem, oder einen imaginären Raum »südlich des Territoriums«, durch Leitmotive wie die Plateau-Schuhe der Girlies und die immer mal wieder »Käsegebäck« kauenden Passanten, und durch die Hauptfigur des »Reisenden«, einer Nebelgestalt, die sich nicht so recht vor unseren Augen materialisieren will.

Piwitts Parabeln sind schwach, weil allzu vordergründig. Nach ein paar Sätzen weiß der Leser, worauf es hinauslaufen soll: auf den neuen Manchester-Liberalismus im Nachwende-Deutschland. Da sind die Kapitalisten, die immer mehr des schnöden Mammons anhäufen, da die Proleten, von denen immer weniger arbeiten dürfen und die folglich ärmer werden, aber immer noch glauben, der Reichtum der Kapitalisten sei letztlich auch ihnen zum Gewinn. Piwitt hat ja recht. Aber das wissen wir doch alles! Was soll uns also diese literarische Verdopplung?

Glücklicherweise sind diese künstlichen parabolischen Leuchttürme umgeben von einem Meer aus Alltagsminiaturen. Und das fängt bisweilen ganz hübsch zu fluoreszieren an, wenn Piwitt die richtige Beleuchtung anknipst. Im Profanen, Ephemeren scheint dann das Besondere, wo nicht Erhabene auf. Das kann die etwas unbeholfene Annäherung zweier Pubertierender im Freibad sein, ein ganz unsentimentaler Abschied des Erzählers von einer Freundin, die mit ihm alt geworden ist; ein mützenbewehrter Mann, dem ein Hut besser stünde; oder auch nur ein ganz triviales Fußballerschicksal. Piwitt sucht den ästhetischen Zustand Schillers, wenn man so will, das erfüllte Sein, in dem der Mensch das Sein vergißt. Denn nur im »Kairos« kann die Erinnerung überdauern: »Einmal, im Winter nach dem Krieg, verhungerten und erfroren wir fast. Aber nur die Eisblumen an den hochgefrorenen Scheiben blieben mir im Gedächtnis.«

Nun sind bei Piwitt genügend Eisblumen Wort geworden, da verzeihen wir ihm schon mal die eine oder andere Onkelhaftigkeit, etwa wenn er sich über den modischen Schnickschnack der »Jugend« echauffiert, und auch die mitunter etwas knarzende Diktion: »... die Mütter fast alle so herzlich dick, als glaubten sie sich mit der Mutterschaft des Ansinnens, sie möchten doch noch einmal attraktiv sein, für immer ledig.« Wie meinte Altenburg in seiner Piwitt-Eloge? »Stil, sagte Musil, sei für ihn die >exakte Herausarbeitung eines Gedankens. Ich meine den Gedanken, auch in der schönsten Form, die mir erreichbar ist.<« Muß ein ziemlich häßlicher Gedanke gewesen sein.

Konkret 05/98, S. 54

Mark-Stefan Tietze

Buch & Deckel

Greil Marcus: Basement Blues. Bob Dylan und das alte, unheimliche Amerika. Rogner Bernhard bei Zweitausendeins, Hamburg 1997, 302 Seiten, 25 Mark

Der Rockpapst sitzt im Ohrensessel und liest seinem Amerika die Leviten. Er hat bereits vor über zwanzig Jahren in *Mystery Train* sein Programm vorgestellt: Rock'n'Roll ist nicht etwa als Jugend- oder Gegenkultur zu deuten, »sondern schlicht und ergreifend als amerikanische Kultur«. Nun predigt er der Nation, die in ihrer Geschichtsvergessenheit anscheinend immer weiter auseinanderzufallen droht, von einem ihrer größten Visionäre und Mythologen - von Bob Dylan, dessen Eigensinn die Vergangenheit und die Zukunft der »großen amerikanischen Erzählung« zusammenzuhalten vermag.

Greil Marcus hat sich vorgenommen, diese Geschichte neu zu schreiben. Deshalb steigt er hinab in das Jahr 1967 und nimmt sich die »Basement Tapes« vor, rund hundert Folk-, Blues- und Rock'n'Roll-Stücke, die Dylan und die Musiker der späteren »The Band« im Sommer jenes Jahres aufnahmen; günstigerweise »bekifft bis unter die Schädeldecke«. In den Liedern treten nämlich, Marcus zufolge, die Geister eines alten, unheimlichen, verdrängten, *anderen* Amerikas hervor. Es ist das Amerika der Eigenbrötler und Amokläufer, der Rast- und Gesetzlosen - »verschluckt und unberücksichtigt von einer nationalen Legende, die für Menschen ihres Schlages keinen Platz vorsah«. Indem Dylan diese Gesänge ans Tageslicht zerrt und sie sich anverwandelt, hilft er, meint Marcus, der kollektiven Erinnerung auf die Sprünge, aktiviert die befreiende Kraft der Tradition, macht den Ruf eines anderen Lebens vernehmbar und die Umrisse eines wahrhaft demokratischen Landes sichtbar. Unter dessen Banner und Verfassung entsteht schließlich jenes universale »Zugehörigkeitsgefühl«, dem sich auch die renitenteste Minderheit nicht verschließen dürfte.

In einem national-religiösen Erweckungswerk dieses Umfangs können Musik, Kultur und Gesellschaft selbstverständlich keine ökonomische Dimension besitzen. Dafür ist hier eben alles eitel Mythos. Der ist so *verrückt* und *rebellisch* wie das Amerika, dem er entstammt, und eine Unzahl von Anekdoten sowie Anspielungen auf Hawthorne, Melville, Burroughs, James Dean und Kurt Cobain geben ihm sein Stützkorsett. Das Bedürfnis nach dem Mythos speist sich offenbar aus einem Gefühl, das Marcus aus jeder Sekunde der »Basement Tapes« heraushört, »dem Gefühl, die Vergangenheit stürme auf einen ein, um all die Einbildungen und Gespreiztheiten der Gegenwart ein für allemal wegzuspülen, um alles Wissen der Gegenwart auszulöschen und ihren Taten jeglichen Wert abzusprechen«. Begeistert nickt da der Mensch, speziell der ältere, weiße Mann mit Bildung, der schon bessere Tage des Rock'n'Roll gesehen hat. Junge Leute gehen derweil zu elektronischer Musik tanzen.

Konkret 05/98, S. 56

Mathias Wedel

Kriterien der Unsterblichkeit

Lady Diana Spencer und Generalissimus Josef Wissarionowitsch Stalin: Gemeinsamkeiten und Unterschiede

Gemessen an der Dauer ihrer Existenz hat sich die Menschheit erstaunlich wenige Untote aufgehalst. Sie ist »instinktiv« ziemlich vorsichtig damit, denn Untote fallen mit Penetranz auf die Lebenden zurück. Durch die Mythen wesen sie mit ihren ausgemacht schlechten Eigenschaften: zur Unzeit zu erscheinen, unbeauftragt Möbel zu verrücken oder unanständige Geräusche zu machen (aber sonderbarerweise nie Gerüche - das sollte mal erforscht werden!). Außerdem sehen sie schrecklich tot, zumindest unangenehm überaltert aus. Und das alles nur, um auf ihr Schicksal aufmerksam zu machen - daß sie nicht sterben können. Die Unfähigkeit zu vergehen, als »Wesenheit« ständig auf Achse sein zu müssen, beschreiben die Mythen als schlimmste aller Strafen für allerlei sündiges Leben.

Die moderne Reproduzierbarkeit des Sündigen in bewegten Bildern ließ den Bedarf an Untoten für die moralische Erziehung der Lebenden rasant schwinden. Untote werden jetzt jeden Abend elektronisch in die Nischen der Intimität ausgestrahlt. Sie sind digital eingeweckt und können jederzeit hervorgeholt werden. Sie kommen auch nicht mehr so überraschend, sondern kündigen sich über den TV-Programmausdruck an. Von ihnen geht kein Schrecken aus. Die Geschichte der Neuzeit kommt auf diese Weise mit lediglich zwei wirklichen Untoten aus, die als Adresse für die Erklärung vieler, wenn nicht fast aller Welträtsel und universeller moralischer Zusammenhänge taugen: Hitler und Stalin. Ihre Namen stehen für den moralischen GAU.

Unsterbliche dagegen sind Verbliebene mit einer ausgeprägten Leistungsorientierung, Gutes zu tun, zumindest Gutes tun zu wollen. Die katholische Kirche erzeugte sie vielfach über den Verwaltungsvorgang der Heiligsprechung, der Verleihung der Ehrenbürgerschaft auf Wolke Sieben. Aber im Prinzip sind auch diese schnell vergessen. Als Adresse für das wundersam Gute reicht einer aus - Jesus. Jesus kann man zu allen Lebenslagen heranziehen - wenn man ein Kind bekommt oder ein Kind verliert, wenn man über einen Stein fällt oder über einen Stein springt, wenn man sich verliebt oder scheidet, ein Auto kauft oder vor den Baum fährt, von Impotenz befallen wird oder in den Krieg zieht. Jesus ist die universelle Adresse. Man kann sie natürlich aus seinem Notebook canceln. Nur, dann hat man keine.

Bei Leuten, die, kaum unterm Rasen, für unsterblich erklärt werden, sollte man erst einmal abwarten. Auf die Dauer hat sich keiner durchgesetzt. Sie können nachgerade sehr rasch zu Untoten werden. Das wäre dem Führer so passiert, wenn er am Weihnachtsabend 1944 an einer Influenza verschieden wäre: Über seinen Leichnam geneigt, hätten ihn Volk und Partei für unsterblich erklärt, später dasselbe Volk und andere Parteien für untot. So ist es auch dem großen Stalin ergangen. Der Tote war lange der unsterbliche Stalin. Jetzt ist er untot.

Als untot zu gelten, ist natürlich viel unangenehmer, als unsterblich zu sein. Aber von der angeblichen Unsterblichkeit schnell zur bloßen Berühmtheit, zur Prominenz, zur historischen Figur, zum Lexikoneintrag und Füllwort für Kreuzworträtsel zu verfallen, ist auch kein schönes Schicksal für einen bedeutenden Toten.

Die Einstufung Lady Dianas erfolgte nicht zu früh. Eine wichtige Voraussetzung war erfüllt: Sie war entschlafen. Für Deutschland legte »Bild am Sonntag« am 28. Dezember 1997 anscheinend endgültig fest: »Die Unsterblichkeit ist ihr sicher.«

Das klang zunächst, als hätte der Uno-Sicherheitsrat, das Nobelpreiskomitee oder das Gremium zur Oscar-Nominierung getagt und zwischen mehreren Kandidaten ähnlicher Güte und moralischer Leuchtkraft zu entscheiden gehabt. Wenn man sich aber das Datum besieht - »zwischen den Jahren« - ahnt man schon, auf welche Vergleichsebene Diana hier gehoben wird. Sie kommt gleich nach Jesus, der am 24. dran war. Sie füllt nicht nur die emotionale Lücke bis zum Neujahrskater - sie ist die Unsterbliche zwischen den Festen, also nur nicht an Ostern und nicht an Weihnachten. Sie ist Sinngebung quer durch den Kalender. Aber eben vor allem eine Unsterbliche gegen die Jahreswechseldepression.

Am Jahresende rechnet man in unseren Breiten - Umsätze, Schulden, Liebe gegen Liebe. Es sind die Tage, in denen »das Kontor des Lebens« aufgeräumt wird, wie Hesse sagt. Die Menschheit konnte nicht vom Jahre 1997 scheiden, ohne zu erfahren, ob sich Dianas Tod an Pfeiler 13 »gelohnt« hat oder die Tränensturzbäche vergeblich gerauscht sind. Denn in dieser Welt ist nichts umsonst, nichts bleibt ohne Folgen, und alles muß sich irgendwie rechnen oder rächen. Das ist das Prinzip ihrer Universalität. Dianas Tod mußte ihr, das heißt uns, mehr eingebracht haben als ein honoriges Begräbnis. Und so rief man ihr, riefen wir uns zu: Du bist zwar gestorben aber »dafür« bist wenigstens unsterblich geworden. Soll und Haben, Gewinn und Verlust. Ihre Unsterblichkeit haben wir als Entgelt für unseren Traueraufwand verdient.

Das liegt gedanklich auf der Ebene, auf der Dieter Kronzucker weilte, um zu beweisen, daß nichts auf der Welt umsonst ist, nicht einmal der Tod. In einem Sat. 1 -Tunnelspecial ermannte er sich zu formulieren: »Der Tod ist immer sinnlos. Aber ihr Tod hat Millionen Menschen« - und da zögerte er einen Lidschlag lang, offensichtlich erschüttert über die Ausweglosigkeit, die unabweisbare Folgerichtigkeit des nun einmal losgeraspelten Satzes - »glücklich gemacht«. Jedenfalls konnte man

schon am Jahresende 1997 sagen: Die kann zufrieden sein, die Di. Ihr Tod hat sich für sie mehr als gelohnt. Oder, wie der Berliner formuliert: Det hatse massig wieder rin!

Der Silvestertrost an Diana war aber mehr als nur eine Titelverleihung. Er verhieß in dieser unaufwendigen Formulierung mehr - eine Aussicht auf noch größere Ehren, Erhebungen über den Rang, den Jesus innehat, hinaus. So wie der Sportreporter bei der Zwischenmessung auf der Rodelbahn ausruft: »Bronze ist ihr sicher« und damit sagt, am Ende der Bahn angekommen, könnte sie auch Silber oder Gold erreicht haben, so konstatiert der Satz »Die Unsterblichkeit ist ihr sicher« gewissermaßen nur die mindest mögliche Ertragserwartung, den Trost-Preis sozusagen und spekuliert auf einen Super-Preis, auf einen Bingo-Rubbel-Gewinn bisher unbekannten Ausmaßes. In welcher Höhe der ausfallen wird - das wird uns in den nächsten Jahren beschäftigen, namentlich an ihrem Hochzeitstag mit Charles, ihrem Todestag, der Wiederkehr ihres Begräbnistages - und zum Jahreswechsel eben. Nur zu Pfingsten nicht, wenn die Männer saufen.

Seitdem hat die o. g. Zeitung und haben Dutzende Blätter in aller Welt immer wieder begründet, warum Diana die Unsterblichkeit »verdient« hat (»Ihr privates Glück wurde unsere Sache«, darum z. B.). Auf Unsterblichkeit ist man, so paradox es klingen mag, nämlich nicht »auf ewig« abonniert. Rituelle Beweis-Wiederholungen sind nötig. Gäben die christlichen Kirchen allen ihren Predigern nur ein halbes Jahr lang vom gleichen Tage an Urlaub, vielleicht wäre Jesus nach Verstreichen dieser Zeit auch nicht mehr unsterblich, sondern nur noch prominent wie die jeweilige lokale Fußballgröße. Die Liturgien der Unsterblichkeits-Nachweise - im Falle Jesus nun schon seit Jahrtausenden - sind unerläßlich. Würde die Christenheit nur ein einziges Mal Ostern, die Wiederauferstehung, ausfallen lassen, weil der Papst was anderes vorhat, die Unsterblichkeit wäre passé. Insofern hat die Menschheit sich mit Diana einiges aufgebürdet.

Man kann Dianas irdisches Dasein erzählen wie das eines Ladenmädchens im KaDeWe. Sie wächst auf dem Lande auf im Kreise ihrer Geschwister und Haustiere. Der Vater hat keine schlechte Stellung, die Mutter kümmert sich um die Familie. Man spricht nicht über Geld. Als es Zeit wird, dazuzuverdienen, sucht sie sich eine Stelle. Sie ist nicht übermäßig hübsch und nicht übermäßig gescheit. Sie heiratet gut, schenkt zwei Knaben das Leben und bleibt fortan zu Hause. Mit der Schwiegermutter gibt es manchmal Zoff. Die junge Frau vertreibt sich die Zeit mit Verdauungsproblemen, Reisen und mildtätigen Handlungen an Wehrlosen. Die Liebe kühlt ab, und die Ehe zerbricht. Nun versucht sie es mit wechselnden Partnern. Bei einem Autounfall, über dessen Hergang sich die Sachverständigen schwer einigen können, verstirbt sie. Natürlich zu früh - aber wer stirbt schon rechtzeitig.

Ein, vom Ende abgesehen, schrecklich ereignisloses Leben. Es gibt sicherlich nicht viele Ladenmädchen, deren Dasein so öde verläuft. Aber ein Leben, von langer Hand für die Unsterblichkeit vorbereitet. Von wessen Hand? Von ihrer!

Wie nur der (bei seinem Tode noch immer) unsterbliche Stalin, der Jesus der kommunistischen Internationale, hat Lady Diana selber die Rätsel gestreut, die als Wunder durchgehen können und einen Menschen aus Fleisch und Blut zur »Wesenheit«, zum Untoten mit einwandfreiem Leumund machen. Wie Stalin, so produzierte sie selber die Belege für die »Schicksalhaftigkeit« ihrer Lebensbahn.

Für Josef Wissarionowitsch war es zunächst das Wunder seines Aufstieges vom dreckigen georgischen Sohn eines trinkenden, brüllenden, vergewaltigenden und um sich schlagenden Flickschusters auf die Königsebene. Wieso gerade er? Wieso gerade sie, die - wie Zeugen angeben - für den Umgang mit Kindern minder geeignete Kindertante ohne hinreichende Ausbildung, mit einem klapprigen Kleinwagen, in schrecklichen Rundstrickklamotten, verklemmt und infantil bis ins zweite Lebensjahrzehnt hinauf, und begabt höchstens mit einer ungewöhnlich geformten Nase? Wieso gerieten gerade die zwei beiden auf die Königsebene?

Natürlich könnte man die wahre Geschichte erzählen. Die über Stalin ist erzählt worden, denn er hat die Unsterblichkeit hinter sich. Das Wunder aber, das beide kolportieren ließen (er wohl berechnend, sie wohl ohne zu wissen, wie ihr geschah), steckt in dem biblischen Wort: »Und da erkannte er sie«. »Erkannt« zu werden, heißt in der Bibel, von der Jungfrau zur Frau zu werden. Aber das ist kein profaner, sondern ein schicksalhafter Vorgang. Die »Vorsehung« kommt wie bei allen Untoten und Unsterblichen ins Spiel: Stalin wurde in seiner Energie und Treue von den Revolutionären der ersten Stunde »erkannt«, die fortan nicht mehr ohne sein Genie sein wollten. Diana wurde von Charles »erkannt«, das ideale Muttertier mindestens eines Prinzen sein zu können.

Das zweite, was sie gemeinschaftlich erzeugten, war die Pose der Nähe und der Unnahbarkeit. Von Stalin ist überliefert, daß er Plakate und Gemälde, die ihn nicht väterlich und nicht entrückt genug zugleich gezeigt haben, über subtile Anweisungen korrigieren ließ. Das hatte Diana im Zeitalter der elektronischen Medien nicht nötig. Sie machte uns täglich selber ein Bild von sich: Der süßscheue Blick unter der Schüttelfrisur hervor, das nach rechts unten gesenkte »Dianaköpfchen« (nach ihrem Tode liefen tausende Hausfrauen so über die Straße, nicht wenige gegen ein Automobil), die erhabene Unfähigkeit, sich mit mehr als zwei Sätzen im Zusammenhang zu artikulieren, später die Roben für den Alltag des Auserwähltseins, die den Phantasieuniformen des Generalissimus in nichts nachstanden.

Beide schufen ihre Größe durch die Darstellung von der Größe der Gefahren, durch die sie gingen. Sie bedienten sich dazu je ihres totalitär gleichgeschalteten Propagandaapparats. Stalin kostete es viel kriminelle Energie, den zu schaffen. Diana

fand ihn mit der Boulevardpresse fix und fertig und hochdifferenziert ausgebildet vor. Die Apparate erzählten die Wunder der Feindbezwingung und die Wunder überstandener Leiden. Sie suchten vorauseilend nach den nächsten Mythen, dem nächsten Hinterhalt des/der Angebeteten. Trotzki und die Königin Mutter, Bucharin und Camilla, Charles' mütterliche Domina, Kirow und Prinz Charles, die verschwörerischen jüdischen Ärzte und die verschworene Presse. Diana war in diesem Punkt viel raffinierter als Stalin: Sie schaffte es, sich den Propagandapparat zum Diener ihrer selbst zu machen und ihn zugleich als den Blutfeind vorzuführen. Sie mußte die These von der gesetzmäßigen Verschärfung des Klassenkampfes nicht erfinden - der Apparat machte sich selbst immer wieder den Schauprozeß. Bis zu ihrem Tode, als die Yellowpress ihre eigenen Fotografen anklagte, das gottnahe Wesen gemeuchelt zu haben, und ein Standgericht forderte.

Beider Wirkungsanspruch war totalitär. Stalin gehörte die kommunistische Welt auf dem Sprung zur Weltrevolution. Diana gehörten weltweit die Kindsköpfe, die Leprakranken, die leukämischen Patienten und die Minenopfer. Sie teilten nicht, nicht ums Verrecken. Der geschichtliche Wirkungsgrad Stalins ist bekannt. Er ist heute annähernd null. Über die tatsächlichen Wirkungen Dianascher Wohltätigkeit liegen (noch) keine Quittungen vor. Aber das effektiv Hilfreichste, was sie tat, dürfte die Versteigerung ihrer Garderobe zu mildtätigen Zwecken gewesen sein.

Die Bestattungen beider Totalitäten waren zum Verwechseln ähnlich. Unsterbliche Opfer, ihr sanket dahin. Gut, Diana wurde nicht aufgebahrt wie Stalin im Säulensaal des Hauses der Gewerkschaften (dem Ort der letzten Schauprozesse). Dazu sah sie nicht mehr frisch genug aus. Es gibt alte Filme, die zeigen, wie Arbeiter, Verkäuferinnen, Schulkinder in der Ost-Berliner Stalinallee am gußeisernen Denkmal weinten, als der Führer des Weltproletariats die Mücke gemacht hatte. Das findet der Betrachter heute natürlich hochgradig albern. Auch die Rituale in Moskau - die nächtliche Totenwache der »Nachfolger«, das Totenglöckchen, der Schleppschritt der Witwen, die Böller - einfach zum Schießen, das alles! Lenin, Stalin, Breschnew, Andropow, Tschernenko, Lady Di! Als die letzten kommunistischen Potentaten an die Kremlmauer verfrachtet wurden, war der freie Westen voller Hohn und Spott. So viel Kitsch auf einem Haufen aber auch! So viel dummes, russisches Volk, das sich die Mützen von den Köpfen reißt. Und das alles wegen eines absolutistisch herrschenden Greises.

Nein, die Lady war kein Greis. Sie war eindeutig adretter als Stalin (aber noch immer weit entfernt von Dolly Buster!). Das Ableben Dianas brachte weit mehr Leute in die Gänge als der Exitus des Genossen Stalin. Damals haben nur einige Millionen Russen in ihre Bärte, Kopftücher und Filzstiefel geschneuzt. Für Diana legte, knapp geschätzt, ein Drittel der erwachsenen Weltbevölkerung eine Trauerfeier- oder Feiertrauer-Woche ein. Es wurde geweint, laut und stumm, und Kerzen flackerten im Wind. Den Personenkult haben natürlich trotzdem die Kommunisten erfunden.

Für Unsterblichkeit sorgen die nachwirkenden Rätsel und Wunder. Das spekulative Potential, das Stalins Nachfolger boten, sind heute die Prinzen. In ihnen - und selbstverständlich in uns allen - lebt Diana fort, wie Stalin in Mikojan, Gromyko und Chruschtschow und allen fortschrittlichen Werktätigen der Welt fortzuleben hatte. Sie müssen, die Prinzen, die Reinheit der Toten verkörpern. Ob sie das können, ob sie »in seinem/ihrem Geiste« weiterleben, wird der Propagandaapparat unerbittlich kontrollieren, bis sie selber von hinnen gehen.

In zwei entscheidenden Punkten hat Stalins Selbstinszenierung versagt. Erstens: Sein Tod ist ruhmlos, ohne Erhabenheit vonstatten gegangen und wurde eindeutig banal verursacht (verkalkte Arterien). Er verblich im Bett, wie sein Vater, an dem nichts Wunderbares war. Der Tod entließ den »Führer des Weltproletariats«, den Mann der historischen Wunder profan in die Grube. Und keine nennenswerten Rätsel blieben: kein Schuß aus dem Hinterhalt, keine Verschwörung der Ärzte, kein Freitod aus Verzweiflung über ein verdorbenes Mittagessen. Zweitens: Er war eindeutig nicht schwanger.

Diana ist ihm hierin wieder überlegen. Erstens: Sie könnte schwanger gewesen sein. Die Frucht wurde nicht gefunden, und so wird »auf ewig« ein Rätsel über ihrer Vita liegen. Erst wenn man »Was wäre, wenn?« fragen kann, dient der/die Unsterbliche dauerhaft als Adresse für heimliches Wünschen. Was wäre, wenn Diana gewußt hätte, daß sie schwanger war - vorausgesetzt, sie wäre es gewesen - wäre sie auch dann gegen den Pfeiler Nummer 13 gerast? Und wenn ja - wäre sie angeschnallt gewesen? Wäre sie darin nicht längst zu Hause gewesen und hätte sich von Dodi ein Gesundheitsbad einlaufen lassen?

Zweitens: Ihr Sterben war im schönsten Sinne wunderbar. Sie wurde mitten aus einer Leidenschaft gerissen. Sie kam vom Koitus und eilte zum Koitus. Wenn sie ihn erlebt hätte - wäre er der schönste ihres Lebens geworden? Was wäre, wenn...

Und schließlich: »Diana - war es eine Verschwörung?« (»Bild«). Wer hat den Pfeiler Nummer 13 da hingestellt? Warum bediente sie sich eines alkoholisierten Fahrers? Und warum schweigt der weiße Fiat? Unsterblich bleibt, wer Fragen offen hinterläßt.

So können wir denn hoffen, daß unsere kleine, liebe Genossin Diana nicht dasselbe Schicksal ereilt wie unseren großen, bösen Genossen Stalin - die Umbettung von den Unsterblichen zu den Untoten! Damit wir noch lange, Verzeihung: ewig unsere Freude an ihr haben.

Vorabdruck aus dem Buch »The Neurose of England«, das demnächst im Konkret Literatur Verlag erscheint

Konkret 05/98, S. 60

Rayk Wieland

Tiefer hängen!

Zwei herausragende Neuerscheinungen. Eine Rezension

Die herausragenden Neuerscheinungen des diesjährigen Bücherfrühlings waren, schenkt man den Akklamationen der Kritik Glauben, zwei Romane, die von zwei ostdeutschen Autoren verfaßt worden und den sog. Wende- und Nachwendeereignissen gewidmet sind: Sim*ple Stories* von der neuen deutschen Literaturhoffnung Ingo Schulze und *Magdalena* vom gelernten Eisenbahnerlehrling und Bürgerrechtler Jürgen Fuchs. Bei beiden Büchern handelt es sich dem Vernehmen nach um Innovationen: Fuchs habe den dokumentarischen Roman (»Taz«), Schulze den Roman der Vereinigung (»FAZ«, »Zeit« et. al.) neu erfunden. Dem Genre des Romans zugehörig sind sie in einem engeren, korrekteren Sinne freilich nicht: Schulzes Buch ist ein raffiniertes Storyboard für eine Fernsehserie, Fuchs seins ein auf seine Weise großartiges paranoides Pamphlet. Beide Bücher lassen ihre Protagonisten in einer Gegenwart agieren, die unausweichlich auf die DDR-Gesellschaft und ihr Ende fixiert ist. Nichts also liegt näher, als sie in einem Aufwasch zu erledigen und mithin über die Gründe zu spekulieren, auf denen ihr beachtlicher Erfolg beruht.

Buch Nummer eins, Schulzes Sim*ple Stories,* entwirft in der Tat ein nicht dagewesenes realistisches Panorama der Nachwendezustände in der kleinen Stadt Altenburg in Thüringen. Die hier vorherrschende Grundstimmung ist Tristesse, das Personal mit keiner Ausnahme trostlos und in rundum niederziehenden Alltagsgeschäften gefangen. Es herrschen verkehrte Verhältnisse: Der Zusammenbruch der alten, bei aller Provinzialität geordneten, gleichwohl ohne Sinn und Verstand durchhierarchisierten alten Welt und der Einzug der nicht minder provinziellen, bornierten und rachedurstigen Abgreifergesellschaft hat das Leben der Beteiligten einigermaßen verwurstet und verwüstet; sie alle schlagen sich ohne Aus- und Zuversicht durch es hindurch und befinden sich unausgesetzt, um es mit dem bekannten Holzwegerich zu sagen, im Modus der Sorge und Verzweiflung. Ein kubanischer Taxifahrer wird von einem Neonazi niedergestochen, ein seinerzeit pflichteifriger Schuldirektor wird arbeitslos und sukzessive irre, das vorsichtig renitente Mitglied seines Kollegiums erleidet einen Infarkt, die Frau eines Landtagsabgeordneten begeht Fahrerflucht, ein versoffener Dichter schreibt kein Buch, eine unbedarfte Kellnerin wird von einem durchreisenden Immobilienhändler vergewaltigt. Wer nicht krank ist, hat Schulden, wer keine Schulden hat, wird ausgenutzt, wer nicht ausgenutzt wird, ist unglücklich, und wer nicht unglücklich, ist auch nicht glücklich, sondern trinkt oder ist krank,

Mit erzählerischem Raffinement, wechselnden Perspektiven und Stimmen hat Schulze die 29 disparaten und sich auf vertrackte Weise gegenseitig erhellenden und ergänzenden Erzählungen zusammengestellt, die insgesamt, die Frotzelei beiseite, einen ebenso ausgreifenden wie fragmentarisch bleibenden Roman bilden. Sein Ton ist lapidar und sparsam, seine unpointierte Erzählweise umstands- und ansatzlos, er meidet überflüssige Erläuterungen, und der Leser hat oft das Gefühl, Zeuge einer zufälligen und banalen Szenerie zu sein. Das Verfahren - die unauffällige und bisweilen unvollständige Montage von Versatzstücken, die bewußten Auslassungen und Leerstellen - hat die gesamtdeutsche Kritikerschar in höchstes Entzücken versetzt und zur Vermessenheit beflügelt, Schulze auf eine Stufe mit dem amerikanischen Short-Story-Virtuosen Raymond Carver zu stellen. Viel eher aber als an diesen erinnert Schulze an Robert Altmans Hollywood-Verfilmung einiger Carver-Storys, und demgemäß will auch Schulzes Werk, wie oben angemerkt, eine akkurate Filmvorlage abgeben. Bei Carver erwachsen aus den normalen Alltagsangelegenheiten tatsächlich Katastrophen für seine Protagonisten, bei Schulze hingegen werden sie nur angedeutet oder irgendwie vermutet. Wenn Carver bisweilen einen Vorfall, von dem die Rede ist, erst zu einem späteren Zeitpunkt entdeckt, dann handelt es sich bei ihm nie um einen bloß dramaturgischen Kniff, bei Schulze immer. Wie die Anlage des Buches und seine Personage sich erst im letzten Drittel des Textes erschließen lassen, so wird auch die Mehrzahl der Episoden von ihrem Ausgang her erzählt, der allerdings erst peu á peu preisgegeben wird. Wer das vor allem manieriert findet, liegt genau richtig.

An den Anfang der einzelnen Erzählungen hat Schulze einen kurzen Ausblick gestellt, wie er etwa bei den Abenteuerromanen des 18. Jahrhunderts im Schwange war. Über dem Kapitel 28, das mit »Schnee und Schutt« überschrieben ist, steht z. B.: »Taxiunternehmer Raffael erzählt von den Scherereien mit einem Schriftsteller und einem Ofen. Enrico Friedrich hat seinen Vornamen geändert und will sich das Bein brechen. Böse Nachbarn. Wo man überall glücklich sein kann.« Die mirakulöse Einführung ist sicher ein ironischer Reflex auf klassische Erzählmuster, die Schulze in seinem Buch, das viele Erzählhaltungen vorführt, indes nicht verwendet. Daneben verweist sie auf die Banalität der Handlungsoberfläche und stiftet zudem gemeinsam mit den anderen Kapitelvorschriften den erzählerischen Zusammenhang, den Schulze jedoch ansonsten absichtlich etwas im Vagen beläßt. Es sind dies stilistische Unentschiedenheiten, die neben der bemerkenswerten Abwesenheit jeglichen Humors dem Gesamteindruck des über alle Maßen gerühmten Buches durchaus schmälern.

Fuchsens umfängliches Werk *Magdalena* möchte an Humorigem einiges, wenn nicht zu vieles bieten, schon die Latte der Untertitel »MfS / Memfisblues / Stasi / Die Firma / VEB Horch und Gauck - ein Roman« zeigen an, daß hier einer betont locker vom Schreibtischhocker schriftzustellern vorhat. Aber Fuchs, der um 1990 herum die Legende vom »Auschwitz in

den Seelen«, welches die Stasiakten offenbarten, ersonnen hatte, kommt auch in seinem neuen Werk nicht über die Runden, ohne Primo Levi und dieses Mal noch Victor Klemperer für seine beschränkten Zwecke zu mißbrauchen. Gewiß ist Fuchs, als die Stasi ihn ein dreiviertel Jahr in Gewahrsam nahm, unter entwürdigenden Bedingungen drangsaliert worden, doch seiner sicheren Vernichtung mußte er zu keinem Zeitpunkt entgegensehen.

Das Buch bietet eine Tirade gegen die Gauck-Behörde und deren bürokratischen, an das Dritte Reich und die Stasi selber gemahnenden Verwaltungsapparat, ferner eine umständliche Materialsammlung der Verfolgungs- und »Zersetzungs«-Vorgänge, die Fuchs seitens der Stasi zu durchleiden hatte, einige Mitteilungen zu diversen IMs und OVs, eine sentimentale Innenansicht des harten rollkragen- und bartbewehrten Kerns der Bürgerrechtlerszene, die ihr Auskommen mittlerweile von karrieretüchtigen Mitläufern und ehemaligen Halboppositionellen gefährdet sieht, sowie schließlich, alles überlappend und durchdringend, die larmoyante Selbstgerechtigkeit, heroische Selbststilisierung und Paranoia des in seiner Sache zu großer Form auflaufenden Autors. Es ist sein ewiges Weh und Ach, aus einem Punkte zu kurieren, und der ist nun einmal, nicht sehr pläsierlich, die Stasi.

Während Fuchsens »Roman« ohne die Fürsprache seines Obervaters Wolf »Shakespeare« Biermann wohl kaum einen Lektor, dessen er dringend bedurfte, und mit seiner quasiprovokanten These, die Gauck-Behörde sei eine Art Nachfolgeorganisation der Stasi, kaum große Beachtung gefunden hätte, geht immerhin Schulzes Spitzenerfolg einigermaßen in Ordnung, wenn auch die Einhelligkeit und Stärke des Kritikerlobes den Verdacht keimen läßt, hier sollte nun, neun Jahre nach der Vereinigung, ein literarisches Weltniveau behauptet werden, das die neue selbstbewußte Rolle des großmächtigen Deutschland angemessen zum Ausdruck bringt.

Ingo Schulze: *Simple Stories. Ein Roman aus der ostdeutschen Provinz.* Berlin Verlag, Berlin 1998, 303 Seiten, 38 Mark

Jürgen Fuchs: *Magdalena. MfS. Memfisblues. Stasi. Die Forma. VEB Horch und Gauck. Ein Roman.* Rowohlt Berlin, Berlin 1998, 511 Seiten, 45 Mark

Konkret 05/98, S. 61

Stefan Ripplinger

Melodie & Rhythmus

Ekkehard Schall: Mein Kampf. Musik: Cäsar Peter Gläser; Eulenspiegel Verlag

Adolf Hitler, wie ihn keiner oder jeder kennt: Stockend, nach Worten ringend, dann neuen Mut fassend und im Reden fortfahrend, breitet er sein mühsam in Jahren zusammengefügtes System aus. Ganz sicher scheint er sich seiner Sache nicht zu sein, und wenn er brüllt, dann vielleicht nur, um sich selbst Mut zu machen. Von Phrase zu Phrase sich vortastend, dann immer merkwürdigere Thesen proponierend, schildert er erst seine trübe Kindheit und Jugend, um schließlich über Beobachtungen an Meisen und Sperlingen zur Idee des »völkischen Staates« zu gelangen. Man könnte denken: der kleine Spinner von nebenan.

Der uns dieses neue Bild Hitlers geben will, ist Ekkehard Schall, der Brecht-Schauspieler. Er erläutert seine Interpretation von *Mein Kampf* so: »Ich habe den Text auf Intelligenz abgeklopft. Ich habe intelligent gesprochen«. Der Text decouvriere sich selbst, »indem seine Intelligenz auf der Höhe gezeigt wird, in der sie vorhanden ist«. D. h. nicht vorhanden ist. Aber was bedeutet es schon, daß dieser Text nicht besonders intelligent ist? Vielleicht war es besonders intelligent, die Deutschen nicht zu überfordern, sondern auf ihrer Höhe zu bleiben? Und wir wissen ja, daß erst die Präsentation der *Mein* Kampf-Thesen in über Film und Funk verbreiteten martialischen Reden den ganzen Erfolg brachte. Wann jemals hatten verklemmte kleine Spinner Erfolg? Wäre Hitler als der erschienen, als den ihn Schall vorführt, er hätte keine Chance gehabt.

Man weiß nichts über Hitler, wenn man nur Hitler betrachtet. Denn dieser Mann war und ist nichts ohne seine Deutschen. Wie haben die Deutschen nun diese neueste Interpretation aufgenommen? Erst zustimmend: Bereits 1996 hatte Schall den Text in der Berliner Volksbühne vorgetragen. Auch nach der CD-Veröffentlichung erreichten, so Verlagschef Matthias Oehme, die Herausgeber zunächst »keinerlei Proteste«, er habe »Zustimmung ernstzunehmender Leute« dafür bekommen, »daß dem tabuisierten Text hier jede Möglichkeit genommen wird, Faszination hervorzurufen«. Ignatz Bubis blieb es vorbehalten, gegen die Verbreitung eines - so glaubte man bisher - verbotenen Textes zu protestieren. Daraufhin hieß es in der »Süddeutschen« und ähnlich anderswo: »Schall tobt und schreit, droht und donnert, krakeelt bis kurz vorm Kotzen.« Eben nicht. Er bringt einen normalisierten Hitler zu Gehör, einen mitleidheischenden Verirrten. Da jeder den Nazi am Pathos zu erkennen glaubt, holt Schall ihn in den Chor der vertrauten Stimmen zurück. Das ist nicht weit davon entfernt, Hitler wieder diskutabel zu machen. Und Cäsar Peter Gläser tut ein übriges; dem Musiker (früher Renft Combo) fällt zur Begleitung Schalls nur das Naheliegende ein, hallende Paukenschläge, synthetische Marschmusik, Laibach auf Europe zurückgekreuzt. Das verbindet sich mühelos mit den üblichen Passagen aus Wochenschau und Riefenstahl. Die Irritation stellt sich dadurch ein, daß einem das alles ein bißchen zu bekannt vorkommt.

Ist es verdienstvoll, wie Oehme glaubt, die »Figur« Hitler »nicht mehr nur der Lächerlichkeit preiszugeben«? Wird, wie der Verfasser des CD-Begleittextes, Hans-Dieter Schütt, in »ND« und »Blättchen« schreibt, durch den »großen, schrecklichen, künstlerischen Ernst« Schalls die »fatale Mystifizierung des absolut Lächerlichen« erst recht der Lächerlichkeit preisgegeben? Muß also darauf hingewiesen werden, daß die Ermordung der Juden auf einer jämmerlichen intellektuellen Grundlage sich vollzog? Daß sie gar kein erhabenes Projekt war, sondern womöglich von Idioten erdacht? Muß Hitler erst zu einem Zeitgenossen werden, um sich in seiner ganzen Lächerlichkeit zu zeigen? Oder gibt er sich hier nicht ganz so lächerlich, um ein Zeitgenosse zu werden?

Als lächerlich hat sich jedenfalls das Verbot von *Mein Kampf* erwiesen, denn wie »Spiegel« und »Tagesspiegel« und damit alle, die es wissen wollen, wissen, wird Hitlers Schrift längst von Neonazis über Internet angeboten. Die Verbreitung der Schall-Lesung aus *Mein* Kampf ist vom Rechtsinhaber des Textes, dem Bayerischen Staatsministerium für Finanzen, inzwischen untersagt worden. Mit »hartnäckiger Heuchelei« und »wohleinstudierter Betroffenheitspose« habe die Öffentlichkeit reagiert, beschwert sich Schall-Verteidiger Schütt, dabei gehe es doch nur darum, sich der »dunklen Seite der Gattung Mensch« zu nähern. Und angefangen habe »alles mit einem Statement des Präsidenten des Zentralrats der Juden in Deutschland, Ignatz Bubis«. Schütts Zähneknirschen gibt einem mehr zu denken als die Aufnahme selbst. Hat die »Gattung Mensch« eine »dunkle Seite«? Und wenn ja, gehörte Schütts Beharren darauf, sich ihr zu nähern, und sein Unverständnis dafür, daß Bubis das alles nicht hören will, nicht auch dazu?

Anarchist Academy: Rappellkistenkids; Tribehaus/Community

F.J. Degenhardt nimmt an, wenn er noch einmal jung wäre, würde er rappen wie Anarchist Academy. Anarchist Academy nehmen das auch an. Und sie alle haben vermutlich recht.

Fun'da'mental: Erotic Terrorism; Beggars Banquet

Ich liebe Musik mit einem hohen Hardcore-Anteil, weil der mich an meine glückliche Kindheit erinnert. Für den Hardcore auf »Erotic Terrorism« sorgt Aki Nawaz, früher Drummer bei The Southem Death Cult, der Band, die sich später in The Death Cult und schließlich in The Cult umbenannte (John Peel scherzte damals, sie müsse sich als nächstes The nennen). Aber zu dieser Zeit war Nawaz schon nicht mehr dabei. Er trieb sich ein wenig herum und muß dabei viel erprobt haben, denn nun kommt er mit einer Musik, die sich entweder nicht entscheiden kann oder nicht entscheiden will.

Sogar mein Favorit »Godevil«, das Stück mit dem höchsten Hardcore-Anteil, ist mit arabisch klingenden Percussion- und Querflöten-Passagen durchsetzt; es wechseln sich klassisches Piano und klassischer Krach ab. »Ja Sha Taan« könnte ein türkischer oder ägyptischer Pop-Hit sein. Es folgen HipHop, Dub, dazwischen und darüber Einspielungen aus rassistischen Radiosendungen und politischen Predigten. Einiges hätte man früher unter »Weltmusik« einsortiert. Es ist also eine ziemlich altmodische Platte, die übrigens ein revolutionäres Pamphlet sein will. Nawaz nennt sich inzwischen auch »Propa-Ghandi«. Das ist albern, stört aber auch nicht. Der Jacob-Leser nimmt den Protestsong eh nicht ganz so ernst, wie die Marketing-Abteilung das tut.

Wie fein ausgetüftelt und hart erarbeitet die ausgefallene Mischung auf dieser Platte ist, merkt man »Blood in Transit« an, einem konkretistischen Stück aus Samples von Rülpsem, Schmatzem und Kinderschreien, eine hübsche Spielerei, wie man sie ähnlich neuerdings auf einigen abseitigen Techno-Platten hören kann. Auch das nehmen sie also noch mit.

Fun'da'mental sind zu alt, um noch entscheiden zu können, wer sie sind. Aus diesem Grund wird ihnen wohl kein Erfolg beschieden sein.

Konkret 05/98, S. 62

Armin Schreiber

Superzeichen

Asylantenschlange, Zahlenschere, Zukunftskeule: Vertreiben Visiotype die Sprache?

Seit Januar 1991, als amerikanische Piloten den sogenannten »chirurgischen Eingriffe« an Saddam Husseins Luftfahrtzentrale vornahmen, und das entsprechende Film- bzw. Fotodokument von CNN die Schüsseln der Welt füllte, steht das Bild des explodierenden Hochbaus im Fadenkreuz einer Zielautomatik als optischer Platzhalter für »Golfkrieg« zur Verfügung. Neben anderen international bekannten Superzeichen wie der »Doppel-Helix«, dem stilisierten Strukturmodell des DNS-Moleküls oder der »exponentiellen Weltbevölkerungskurve« und einer zunehmenden Zahl standardisierter Veranschaulichungen verzifferter Sachverhalte gehört dieser Beleg für »sauberen Krieg« zu jener Weltmacht der Bilder, die drauf und dran ist, die verbale Sprache aus den Medien und Köpfen zu vertreiben.

Ob im Seminar über »Time-Management«, das die Kreissparkasse ihren Mitarbeitern anbietet, oder beim Berliner Neurologen-Kongreß zum Thema »Kopfschmerzen«: ohne Overhead- und Diaprojektor läuft nichts mehr. Die Brüsseler »historische Stunde des Euro-Durchbruchs« wird nicht mehr durch Vivaldi veredelt, sondern mittels prächtiger Schaubilder. Und nachdem »Focus« mit buntem Informationsdesign sogar den »Spiegel« kurzzeitig irritierte, wachsen und blühen die Grafikabteilungen der Magazine. Selbst die Literaturredaktionen mögen sich dem Reiz der Infographik kaum noch entziehen.

Träger dieser »rasanten Expansion der Visualisierung, die das Wort in das zweite Glied setzt«, sind spezielle Fotos, Zeichnungen, Bilder; oft auch Phantombilder, die der Freiburger Sprachwissenschaftler Uwe Pörksen zusammenfassend mit einem Kunstausdruck als Visiotype (Singular: das Visiotyp) bezeichnet. Um sie geht es in *Weltmarkt der Bilder,* Pörksens neuem Buch: Fortsetzung gewissermaßen einer 1988 erschienenen Untersuchung über »Plastikwörter«, die sich der beispiellosen Karriere etwa dreier Dutzend weltweit wirkender Top-Termini wie Struktur, Kommunikation, Lösung, Ressource, Problem oder Projekt annahm. Nach wie vor gehören sie zur Standardausrüstung nahezu jeder Expertenrunde. Plastikwörter und Visiotype haben eines gemeinsam: Sie kennen weder Schmerz noch Dreck. Jedes durch sie artikulierte Faktum bringt die so entstandene Information in erhebliche Distanz zum konkreten Sachverhalt. Vielschichtige, facettenreiche Gegebenheiten reduzieren sie auf ein einziges Merkmal. Sie deformieren in Richtung Abstraktion. Sie eliminieren Wirklichkeit. Was dabei passiert, verdeutlicht Pörksen mit einer Sentenz George Orwells, der als Berichterstatter im Zweiten Weltkrieg gearbeitet hat: »Wehrlose Dörfer werden bombardiert aus der Luft, die Einwohner hinaus aufs Land getrieben, das Vieh mit dem Maschinengewehr niedergemacht, die Hütten in Brand gesetzt mit Brandkugeln: das nennt man Befriedung (>pacification<).«

Im Unterschied zu den Plastikwörtern, über deren Bedeutungsumriß jede Grammatik einigermaßen informiert, läßt sich über Visiotype bislang nur relativ wenig sagen. Offensichtlich hat die Medienreflexion - General- und Dauerthema in der Kunst- und Ästhetik-Diskussion des 20. Jahrhunderts - diesen Bereich nicht wahrnehmen können. Zu konkret, zu banal? Bemerkenswert ist auf jeden Fall, daß sich nun ein Spezialist für Sprache und Ältere Literatur der Sache annimmt.

Noch heute kommt es gelegentlich in den »Geisteswissenschaften« zu Empörungen, wenn Denken und Bild allzu freudig kurzgeschlossen werden: Späte Nachwirkung eines Verdikts aus dem 4. Jahrhundert nach Christi, mit dem Augustinus den Vorbehalt Platons gegenüber visueller Information aktualisierte. Aber schon Pawek *(Das optische Zeitalter)* mokiert sich Anfang der 60er Jahre über das Entsetzen der Kulturkritik (»Der Mensch denke nicht mehr, er schaue nur mehr .. «) angesichts der Tatsache, daß aus den nur 15 Bildern, die 1895 eine Ausgabe der »Berliner Illustrierten Zeitung« bietet, inzwischen (1963) 331 geworden sind. Mittlerweile - eine Folge der Untersuchungen Arnheims und Reads zu dieser Thematik (1969) - gilt als sicher: Es existiert, das Denken in Anschauungen!

Wichtiger Bestandteil dieser besonderen Form der Grübelei ist die Skizze. Sie befördert nicht nur den Einfall aus dem Oberstübchen ans Tageslicht. Sie forciert und lenkt den gedanklichen Prozeß und bereitet den Schritt vor von der vagen subjektiven Vorstellung zum objektivierten Befund, der dann in stilisierten, fest konturierten Zeichnungen oder Modellen zum Ausdruck kommt. Solange entsprechende Visualisierungen nur dort zirkulieren, wo sämtlichen Beteiligten der Modellcharakter der jeweiligen Gestaltung bewußt ist, können zwar - wenn etwa die Skizze eine zu frühe Fixierung auf einen Aspekt suggeriert und damit andere Möglichkeiten ausklammert - epistemologische Probleme auftauchen, aber die regeln sich meist innerhalb des Systems. Brisant wird die Sache, wenn solche »Denkkrücken«, ausgestattet mit einem speziellen Design, das Labor verlassen und »ins Alltagsleben auswandern«.

Am Beispiel der von Crick und Watson in den 50er Jahren entwickelten Vorstellung der »Doppel-Helix« (»Wie wish to suggest a structure...«) beschreibt Pörksen eine solche Auswanderung. Über instruktive Textzitate, Abbildungen und deren Analyse wird nachvollziehbar, wie sich das erste Demonstrationsmodell, vor dem man mit Kollegen diese »Suggestion einer Struktur« diskutierte, zum globalen Visiotyp entwickelt: Aus dem zittrigen, mit zahlreichen Verästelungen versehenen

Drahtgebilde, dessen formale Wirkung dem noch hypothetischen Charakter des Bauplans entspricht, wird ein stark stilisiertes, Eleganz und Stabilität signalisierendes Emblem. Ausgestattet mit der Autorität und dem Einschüchterungspotential einer naturwissenschaftlichen Kreation und durch den bewußten oder intuitiven Rückgriff auf Gestaltungselemente (Leiter, Spirale), die ihre bildnerische Kraft seit Jahrhunderten unter Beweis gestellt haben, wirkt die himmelhoch gedrehte, Mystisches tangierende, imaginäre Wendeltreppe wie ein optischer Fanfarenstoß zur Begrüßung des Fortschritts.

Daß sich die Industrie solcher Visiotype bedient, um - wie beispielsweise im Bereich der Gentechnologie - die Akzeptanz für bestimmte, mehrheitlich noch abgelehnte Veränderungen herbeizuführen, liegt auf der Hand. Daß sie daneben noch ganz andere Veränderungen evozieren können, zeigt ein Verweis Pörksens auf Nelkin und Lindee, die Autorinnen des Buches *The DNA Mystique.* Ihrer Beobachtung nach krempelt sich in den USA - ausgelöst durch die Omnipräsenz der »Doppel-Helix« - eine Sozialtheorie um, die nahezu 30 Jahre Bestand hatte: Nicht mehr 70 Prozent Umwelt und 30 Prozent Vererbung, sondern die biologische Substanz bestimmt primär, ob jemand kriminell oder Genforscher wird und rechtfertigt somit soziale Unterschiede.

Während Super-Embleme (Doppel-Helix, Verhütungsspirale, Blauer Planet etc.) jeweils bestimmte Inhalte bzw. »Verheißungen« repräsentieren, handelt es sich bei Zahlenbildern, Graphiken also oder Piktogrammen, um visuelle Transportmittel von Quantitäten jedweder Art. Die fortschreitende Verzifferung fast sämtlicher Lebensbereiche und das extensive Anwachsen der Datenmengen schreit geradezu nach »bildhaften Zusammengriffen«, die zügig informieren. Dem Visiotyp scheint dies zu gelingen: Es setzt den potentiellen Empfänger relativ schnell ins Bild.

Was die Informationsqualität betrifft, so kann man den Piktogrammen natürlich die »Mathematisierung der Welt« nicht ankreiden, wohl aber - so scheint es - die Kaschierung dieses Tatbestands. Ob über Lehrstellendefizite, globale Fluchtbewegungen oder die Ausbreitung von Aids informiert wird, das Fundament ist generell eine - wie auch immer entstandene - Zahl, d. h., die quantitative Dimension des Phänomens und in jedem Fall nur ein Aspekt der Sache. Die entsprechende Visualisierung aber liefert einen »Totaleindruck«, zumindest besteht die Möglichkeit oder Gefahr, das Visiotyp so aufzufassen.

Mit Hilfe des altehrwürdigen Balkendiagramms dürfte ein solcher Eindruck kaum entstehen. Wie aber reagiert man auf Gestaltungen, die sich dem Foto annähern, also tatsächlich Gesehenes suggerieren? Visiotype dieser Kategorie erscheinen und »wirken« als Bild. Sie sind in der Lage, im Zusammenspiel mit ihrer eigenen Zahlengrundlage die Vorstellung einer aufs Ganze gehenden Information zu vermitteln. Pörksen verweist in dem Zusammenhang auf »die eigenartig zwittrige, menschenfern abstrakte und dumpf konkrete Sinnenwelt der Bevölkerungssäulen, Zukunftskeulen und Weltwanderbewegungsdiagramme« aus dem Herbst 1991, »die den Pogromen des Jahres 1992 vorausging«.

Visualisierte Verzifferungen als Weltbild: Bewußte Irreführung? Oder nur die zwangsläufig auftauchende medienimmanente Ungenauigkeit - eine moderne Form gewissermaßen der optischen Täuschung, für die heute kurioserweise nicht mehr »Ikon«, sondern »Logos« verantwortlich zeichnet ? Oder steckt der Schwarze Peter beim Empfänger, der das neue Medium noch nicht durchschaut?

Eine Zeitlang dürften solche Fragen noch virulent bleiben, denn »in Zukunft wird der kritische Umgang mit visueller Information eine Haupteigenschaft der Intelligenz sein« (»Die Zeit«). Zur Vorbereitung auf diese Zukunft liefert Pörksen eine Art »Kritik der visuellen Zeichen«: materialreich, engagiert, gut geschrieben und spannend zu lesen.

Uwe Pörksen: *Weltmarkt der Bilder. Eine Philosophie der Visiotype.* Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 1997, 329 Seiten, 38 Mark

Konkret 05/98, S. 64

Marit Hofmann

Film & Theater

Desperate Measures

Regie: Barbet Schroeder, mit Michael Keaton, Andy Garcia, Gay Harden; USA 1998 (Constantin); 100 Minuten; ab 14.5. im Kino

Manchmal braucht im Kino nur ein bestimmter Satz zu fallen, und der ganze Film ist erledigt. Da kann sich der Regisseur noch so sehr abstrampeln, den Patzer wieder auszubügeln. »Partner, du schaffst es! « ist einer von diesen Sätzen. Und die Handlung, in die dieser unheilvolle Ausspruch eingebettet ist, macht alles nur noch schlimmer: Als Cop Frank Connor darf Andy Garcia dieses »Partner, du schaffst es!«, begleitet von einem Kopftätscheln, an seinen todkranken und tapferen kleinen Sohn Matt richten. Eine anrührende Szene soll das sein, aber mich läßt sie so kalt wie die chipsmampfenden Actionfreaks, die dieses Vorgeplänkel in Erwartung des versprochenen »nervenzerreißenden« Duells zwischen Michael »Batman« Keaton und Andy »der Pate« Garcia wohl oder übel in Kauf nehmen.

Wenigstens sie warten nicht ganz umsonst: Das Drama besteht nun nämlich darin, daß nur ein einziger Knochenmarkspender Partner Matts Leben retten kann: ein psychopathischer Mörder (Keaton), der im Hochsicherheitstrakt des Knasts von San Francisco seine Muskeln trainiert. Der durchtriebene Gegenspieler des Vater-Sohn-Gespanns ist auf Anhieb sympathisch, weil er nie etwas wie »Partner, du schaffst es! « über die Lippen bringen würde und den ‚melodramatischen Klinikalltag durch aufregende Fluchtversuche mit der Geiselnahme von Krankenschwestern und zerplatzenden Blutkonserven aufmischt, so daß selbst der Showdown mit der obligatorischen Autoverfolgungsjagd dagegen ganz schön abfällt. Leider macht der Cop mit seinen Verbrüderungsanwandlungen nicht mal vor seinem Erzfeind halt, schließlich braucht er Partner Batman lebend und muß ihn vor den Kugeln seiner wild drauflosballernden Kollegen retten.

Erst die wirklich überraschende Schlußpointe entschädigt für die vorangegangene Mühsal. Wenn der Film im Fernsehen läuft, können Sie kurz vor dem Abspann ja mal einschalten.

Bertolt Brecht - Liebe, Revolution und andere gefährliche Sachen

Regie: Jutta Brückner, mit Peter Buchholz, Jutta Brückner. Hellmuth Karasek, Carl Pietzcker, BRD 1998 (Progress); 90 Minuten; seit 16.4. in Programmkinos

»Ein zorniger junger Mann hat einen Anspruch an die Welt. ... Der Sohn hat erfahren, daß Liebe erstickt. ... Er muß sich häuten.« Hier wimmelt's nur so von Sätzen, die auch dann unverzeihlich wären, wenn sie einen anderen als Bertolt Brecht zum Thema hätten.

Daß sich die von Jutta Brückner als »Dokumentarfilmgedicht« verstandene Zumutung ins Kino verirren konnte, ist eine Spätfolge der Feierlichkeiten zum 100. Geburtstag Brechts. Die Regisseurin schließt sich darin jener Fraktion an, die »das Phänomen Brecht«, inklusive seines »Systems des epischen Theaters«, auf eine Herzneurose und diese wiederum auf eine gestörte Mutter-Kind-Beziehung zurückführt. Als Sachverständiger dient ihr neben dem auf einen zu schmalen Stuhl gezwängten Literatur-Experten Hellmuth Karasek (»>Die Maßnahme< ist ein jesuitisches Werk«) der konfus gestikulierende Carl Pietzcker, Autor des Buches *Ich kommandiere mein Herz. Brechts Herzneurose - ein Schlüssel zu seinem Leben und Werk.*

All das wird umrahmt von den tiefgründigen Reflexionen des Schauspielers Peter Buchholz, der vorgibt, laut zu denken (»Wie wird aus diesem wilden Anarchisten ein Marxist?«), während er Brechts Lebensstationen bereist und in »Brechts Haut, nämlich seinen Ledermantel« schlüpft und sich darin auf das noch vorhandene Bett der Mutter legt. Peinlicherweise drängt sich zudem die Regisseurin wiederholt ins Bild oder erinnert zumindest durch wissende Kommentare aus dem Off an ihr unangenehm deutliches Dasein. Daß sie sich auf Brecht beschränkte, war übrigens reine Bescheidenheit, denn Brückner läßt durchblicken, daß sie noch ganz andere »Phänomene« erklären könnte: »Beruht die neue Ordnung (gemeint ist der Marxismus, M. H.) auf heroischem Sadomasochismus'?« Sicher ist ein Dokumentarfilmgedicht zum Thema bereits in Arbeit.

Der Regenmacher

Regie: Francis Ford Coppola; mit Matt Damon, Claire Danes, Danny De Vito, Mickey Rourke, Jon Voight; USA 1997 (Constantin); 135 *Minuten; seit 2.4. im Kino*

»Lassen Sie Ihr Herz entscheiden! « Auf solch einen Satz muß man in einem Gerichtsfilm nach einem Bestseller von John Grisham natürlich gefaßt sein. Coppola war die ganze Angelegenheit immerhin so peinlich, daß er die pathetische David-

gegen-Goliath-Story zwar spannend, aber auch so nüchtern wie möglich erzählt. Und als Promoter für den »Regenmacher« ist der Regisseur, der 1979 mit »Apocalypse Now« für Furore sorgte, schon gar nicht zu gebrauchen: Jedes Interview gerät ihm zu einer Rechtfertigung für diese handwerklich tadellose und perfekt besetzte Auftragsarbeit, die er nur angenommen hat, um sich in Zukunft endlich wieder »eigene« Projekte (»wirklich verrückt, wirklich groß, wirklich ehrgeizig«) leisten zu können.

Wohlweislich läßt man im Presseheft fast nur den Produzenten Steven Reuther, einen »leidenschaftlichen Grisham-Fan«, zu Wort kommen (»Francis konnte es kaum erwarten, den Stoff zu verfilmen«). Coppola ringt sich allenfalls einige diplomatische Kommentare zum Roman ab, stößt seine Zuhörer aber immer wieder auf die Parallele zwischen dem jungen Anwalt (Damon), der gegen das korrupte Rechtssystem kämpft, und sich selbst, einem David mit fünf Oscars im Kampf gegen die Hollywood-Produzenten. So wird eine andere Lesart möglich, mit der Coppola den begangenen Verrat an der eigenen Sache vor sich rechtfertigen kann: Widerlegt er durch diesen Pakt wider Willen - eine Verfilmung nach den Vorgaben Hollywoods - nicht gleichzeitig den Sieg der Moral, der in de. Geschichte vorgegaukelt wird, und entlarvt ihn als illusorisch?

Die Kritik jedenfalls zeigte sich hoch zufrieden damit, daß nun auch renommierte Regisseure wie Coppola und Altman, (dessen Grisham-Adaption »The Gingerbread Man« in diesem Monat ebenfalls anläuft) endlich vernünftig werden und »bei einem vermeintlich trivialen ... Stoff nicht mehr die Nase rümpfen«. Das »Hamburger Abendblatt« trumpft mit der schadenfrohen Schlußfolgerung auf-. »Offenbar ist es manchmal erholsam, eine schlichte Geschichte mit einer konsensfähigen Moral zu erzählen.« Also weiter so, nur keine Extravaganzen, sondern Kino, das auch »Bild«-Lesern »an die Nieren geht«. Und so wie die alten Anwaltshasen im Film dem blutigen Anfänger jovial auf die Schulter klopfen, so lobt auch die »Welt« Coppola ganz kameradschaftlich: »Er hat das großartig gemacht. ... Eine Auftragsarbeit ... und doch ein ganz eigenes Werk. «

So belohnt die Presse einen vollkommen überflüssigen Film und verkauft die künstlerische Niederlage seines Regisseurs als Gewinn. Wenn Coppola dem noch etwas »eigenes« entgegensetzen will, muß er sich beeilen, sonst wird ihm der Ruf des Regisseurs, r über Grisham zu sich selbst fand, auf ewig anhängen.

Konkret 05/98, S. 65

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

Ach, wie liebend gerne wäre
ich die Erde und besäße mithin
deren Schirm, die Atmosphäre

Wo die aus der Bahn geflippten Trümmer
noch bevor sie Unheil stiften
mit sich selbst des Himmels Schiefertafel kurz und hell und ein für
alle Mal beschriften

Doch wer bin ich schon? Der arme Hotte von der schutzlosen Gestalt. Der bin ich. Und so schlagen die Kotzbrocken aus dem gesellschaftlichen All (denn das, und nicht das Weltall, ist das wahre All, aber allo!) ungebremst ein und halten die Omme im Zustand einer stetig rauchenden Kraterlandschaft. Und dagegen versichert kein noch so Herr Kaiser von keiner noch so Hamburg/Mannheimer. Hier die Wunde des Monats:

»Grüßgott. Sie sind mit dem FC Bayern München verbunden. Gewöhnlich erreichen Sie uns Montag bis Freitag von 8 Uhr 30 bis 12 Uhr und von 13 bis 17 Uhr. Donnerstag bis 18 Uhr. Der Kartenschalter ist durchgehend geöffnet. Für ihre Fragen stehen wir ihnen gerne unter folgenden Sammelanschlüssen zur Verfügung: 089 für München, 69931 und dann 555 die Mitgliederverwaltung, 333 den Kartenvorverkauf, 111 für die Trainingszeiten der Lizenzspieler und 666 für den Souvenirartikelversand, den sie auch unter der Nummer 01805360 erreichen können. Sollte keine der Abteilungen ihnen weiterhelfen können, bleiben sie bitte am Apparat. Vielen Dank für Ihren Anruf«

(Es hebt Musik an, schrummschrumm die FC Bayem-Hymne, dazwischen das Fräulein vom Band und die Lizenzspieler) »Attendere prego / Tschau, hier ist Ruggiero Rizzitelli / Hier ist Giovane Elber, ich freue mich, bei euch hier in München zu sein / Bitte warten sie / Please hold the line / Attendre sil vous plait / Schrummschrumm / Attendere prego / Welche Münchner Fußballmannschaft kennt man auf der ganzen Welt / Bitte warten sie / Wie heißt dieser Club der hierzulande die Rekorde hält / Please hold the line / Attendre sil vous plait / Attendere prego / Schrummschrumm / FC Bayern, du wirst niemals untergehn / Bitte warten sie / In guten wie in schlechten Zeiten / Please hold the line / FC Bayern schrummschrumm / Attendre sil vous plait / Deutscher Meister schrummschrumm / Attendere prego / Ja, so war es, und so wird es und so wird es immer sein / Bitte warten sie / Please hold the line / Hier ist Oliver Kahn / Griaß eich / Hier ist der Markus Babbel / Attendre sil vous plait / Servus, hier ist der Thomas Helmer / Attendere prego / Ich grüße alle Bayernfans / Hier ist Lothar Matthäus / Ich bin Bixente Lizarazu / Hallo, hier ist der Torsten Fink / Hallo, hier ist Thomas Strunz / Griaß eich, da is der Didi Hamann / Hallo, hier ist der Mario Basler / Servus, hier spricht Mehmet Scholl / Hallo, hier spricht Christian Nerlinger / Bitte warten sie / Tschau, hier ist Ruggiero Rizzitelli / Please hold the line / Hier ist Giovane El ... «

FC Bayern München

Herrn Manager Uli Hoeneß

Fax 089/644165

Sehr geehrter Herr Hoeneß! Einerseits wollte ich gerne telefonisch mit Ihnen sprechen, andrerseits auch nicht verhungern in der Warteschleife. Darum also mein Anliegen vorgetragen per Fax. Es geht um Ihren Mann mit der Rückennummer 19, Herrn Carsten Jancker. Der war am 29. März bei Herrn Wontorra im SAT 1-Sportstudio. Man sprach zunächst allgemein über Fußball, wie es rundgehe in diesem schweren Geschäft und daß alle Meister werden wollen, aber keiner nach Meppen will. Dann spielte Herr Wontorra einen Filmausschnitt vor, auf dem Ihr Mann ganz groß zu sehen ist, wie er, nach einem Torerfolg, die heimische Südkurve grüßt, auf eine Art, wie sie normalerweise aufmarschierenden Neonazis eigen ist: Der Arm ausgestreckt im 45 Grad-Winkel, kleiner und Ringfinger jedoch eingewinkelt (Trick siebzehn der völkischen Stiefeltreter, so unterlaufen sie den 86 a StGB). Angesprochen auf dieses Bild bestritt Ihr Mann, merkwürdig müde und nicht mit der Spur von Erregung dieses ungeheuerlichen Verdachtes wegen, daß ihm die Hand wissentlich ins Hitlerische ausgerutscht sei, und statt investigativ zu grätschen, half ihm Herr Wontorra auch noch bei seinem Entlastungsgestammel: Sicher hätten einige sensationshungrige Medien Carstens Skinhead einfach kurzgeschlossen mit Carstens ausgestrecktem

Arm. Nichtwahr, tätschelte Herr Wontorra Ihren Mann, er habe doch bestimmt nichts zu tun mit diesen Ehüm/räusperräusper sogenannten äh mhm Rechten. Und da antwortete der, wieder sehr verhaltennuschelig, nein, denn das sei ein »Fehler« gewesen damals, und den dürfe man, äh, mhm, nicht wiederholen... Und da nun sprang mein Sohn Arthur (er ist sechzehn und spielt in der Elf des Ludwig Feuerbach Gymnasiums im Tor) auf vorm TV-Gerät: »Vati, was erzählt der da? Der deutsche Faschismus war Raubkrieg und Auschwitz und doch kein Fehler wie Akustik mit zwei k oder wie der Fußfehler beim Tennis. Wir lernen uns in der Schule einen Wolf und der, wo Vorbild sein sollte für die sporttreibende Jugend, erzählt im Fernsehen vor Millionen Leuten einen solchen feigen verlogenen Rott!« Ich vermag, sehr geehrter Herr Hoeneß, nicht wiederzugeben, mit welchen Ausdrücken außerdem mein Sohn Ihren Mann belegte. Ich versprach ihm jedoch bei Ihnen zu intervenieren. Also: Haben Sie die Möglichkeit, Herrn Jancker vertraglich anzuhalten, künftig eine solch extrem falsche Definition des III. Reiches und seiner Nachfolgehirnis zu unterlassen? Meinem Sohn Arthur (und mir!) wäre sehr geholfen damit. Hochachtungsvoll

Konkret 05/98, S. 66

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Als Highlight der diesjährigen Ballsaison erwies sich der »Workshop« des Hamburger Instituts für Sozialforschung zum Thema »Stalinistischer Terror, Massenrepressalien, Gulag«, jedenfalls konnte die »Frankfurter Rundschau« einen Jubelruf nach dem anderen melden. Gerade beim stalinistischen Terror sei deutlich geworden,

welche Schätze historischer Forschung zu entdecken sind,

und obwohl es immer schwieriger werde, an bestimmte Dokumente heranzukommen,

zeigte sich Arsenij Roginskij begeistert über das, was in den vergangenen Jahren alles bekannt geworden sei,

nämlich echt coole Sachen:

»Opferlisten werden veröffentlicht, NKWD-Befehle werden bekannt; wir wissen heute um die Zahl der Opfer und die Chronologie der Ereignisse.«

Bevor noch der Funke von Roginskijs Begeisterung auf sein Publikum überspringen konnte, drängte der nächste Höhepunkt heran, ein Überraschungsgast:

Der Stalinismus-Forscher Oleg Chlewniuk verblüffte die Zuhörer mit einer ganz neuen Periodisierung der Jahre des »Großen Terrors«.

Klasse! Mach's noch mal, Oleg! Wie jede Fete hatte leider auch diese ihren Spielverderber, und zwar in der Person eines Clowns, dessen melancholische Späße so richtig nur einige Abwesende verstanden hätten:

Die Unterwerfungsrituale der Kritik und Selbstkritik müßten weitergehend untersucht werden, stimmte Gastgeber Reinhard Müller vom Institut für Sozialforschung zu.

Denn früher, vor der ganz neuen Periodisierung der begeisternden Schätze und ihren diversen Verblüffungen, hatte dieser Angestellte der Stalinismus-Forschungsstätte seine Honneurs als Leiter der Ernst-Thälmann-Gedenkstätte gemacht und deren Gästen einen solchen Fundus an Unterwerfungsritualen vorgeführt, daß manches Mitglied eines stalinistischen Terrorapparates mit tiefen Zweifeln am Segen der Massenrepression in sein heimatliches Politbüro zurückgekehrt war. Die »Frankfurter Rundschau« aber hat wieder mal alles mißverstanden:

Der willige Mitmacher war die Ausnahme,

schrieb sie über den Müller und sein Thema. Der willige Mitmacher war so selten wie sein Name. Er war es, und er ist es. Und die Ausnahme die Regel.

(Auch zur Verbreitung der sog. Totalitarismus-Theorie, der sich das Institut verschrieben hat, hat der Workshop Erfreuliches abgeworfen. Dem Bericht der »Frankfurter Allgemeinen« zufolge konnte Stalin die Absicht nachgewiesen werden, »hinsichtlich der Frage der Opposition« eine »Endlösung« herbeizuführen. Damit wir mit unseren toten Juden nicht so allein sind.)

Einerseits will es die Alice Schwarzer mit Rudolf Augstein sich nicht wirklich verderben, andererseits kann sie in ihrer »Emma« den Protest einiger Redakteurinnen des »Spiegel« gegen den »hämischen Antifeminismus« des Blattes nicht einfach verschweigen. Was tun? fragte schon Lenin und gab zur Antwort, daß im Kampf mit der herrschenden Klasse jede Fiesigkeit erlaubt ist, etwa einen Artikel zu schreiben und den Namen der Verfasserin wegzulassen. Doch was in der Welt des sexuellen Mißbrauchs der genetische Fingerabdruck verrät, verrät in der Welt des kämpferischen Feminismus die Sprache:

Verschärfend kommt noch dazu, daß das weibliche Geschlecht in diesem Hahnenkampf überhaupt keine Rolle spielt... Doch dann müßten die Macher eben eine Ahnung von dieser Welt haben, sie müßten aus ihren gläsernen Chefetagen herab und vom Pferd runtersteigen,

auf dem die Hahnenkämpfer aus ihren gläsernen Etagen herabgeritten sind. Was aber haben die Protestantinnen getan? Sie haben

an die heiligen Kühe der Jungs gerührt.

Die Jungs aber

sind die Männer, die in ihren zwanziger und dreißiger Jahren mit der Frauenfrage verkehrten ... Heute ist jede sechste »Spiegel«-Redakteurin eine Frau. Brächte es Fortschritte, wenn es mehr wären? Nicht automatisch. Denn es käme ja auch

noch darauf an, was das _für Frauen sind. Frausein allein genügt nicht, wie wir aus leidvoller »Spiegel«Lektüre wissen.

Oft nämlich merkt man den Artikeln an, daß die Redakteurin zu jenen sechsten gehört, die Frauen sind und in ihren zwanziger und dreißiger Jahren mit der Männerfrage verkehrt haben, ohne an die heiligen Kühe der Jungs zu rühren.

Wann immer der Peter Schneider einen seiner Texte beim »Spiegel« einreicht, sieht sich die Redaktion genötigt, die Leser mit der Empfehlung zu locken, der Dichter sei gar nicht der langweilige Duckmäuser, als den sie ihn im letzten Essay kennenlernen durften, sondern ein großer Rebell, der »schon 1973 mit den 68ern abgerechnet« habe und schon 1982 mit der DDR. Nachdem er schon 1996 mit dem Pessimismus der Deutschen abgerechnet hatte, bekam im März 1998 »die dürftige Sparversion des Euro-Menschen« zu spüren, was eine Schneidersche Abrechnung ist. Dichtersätze wie dieser:

Da die Globalisierung keine Entwicklung ist, die man abwählen kann, sondern ein Zwangsschicksal, gibt es keine Alternative zur Generalrevision

des alten deutschen Erfolgsmodells namens soziale Marktwirtschaft.

jagen einander über die Seiten dahin, Entwicklungen können nicht abgewählt werden, Zwangsschicksale heben sich gegen Schicksale ab, und der poetischen Schönheiten ist kein Ende, ja diese Abrechnung ist fast noch eleganter formuliert als die Abrechnung, welche die Honorarabteilung dem großen Abrechner ins Haus schickt.

Und wenn die Stadt Frankfurt ihm doch nicht den Goethe-Preis verleihen will - wie wär's mit einem Goethe-Instituts-Preis, zu dessen Begründung ich gerne die Expertise beisteuere, der Dichter, der schon früh mehrfach mit der Gewalt abgerechnet habe, werde als neues deutsches Erfolgsmodell der Sprachgewaltlosigkeit irgendwo eingehen.

Diesmal zeichnet Peter Schütt, der Kronzeuge im unendlichen kurzen Prozeß mit dem Weltbolschewismus, nicht als ehemaliges Mitglied des Parteivorstands der DKP, sondern, weil es um die »studentische Revolte« geht, als »Mitglied des SDS in Hamburg 1966 bis 1968«:

Der Frankfurter Politologe Günter Amendt, später einer der Wortführer der sexuellen Befreiung, studierte zwischen 1964 und 1966 in Berkeley..

Abgesehen davon, daß Amendt nicht Politologe ist sondern Soziologe, nie in Berkeley war und auch an keiner anderen Universität der USA jemals studiert hat, stimmt jedes Wort. Der »FAZ« aber, die Schütt seinen Schutt immer wieder abnimmt, geschieht es grade recht. (Und vielleicht wird Schütt, wenn die Winde einmal drehen, noch behaupten, er habe das damals absichtlich getan, um den Klassenfeind zu blamieren.)

Wer ist das?:

eine Ikone der Linken - die hinreißend streitsüchtige Frau - ein linker Vulkan - eine feurige Feministin und anarchistische Linke, die den konsequenten Kampf gegen den Staat und seine Polizei von der Pike auf gelernt hat - ihr Temperament hat die Sprengkraft des Hochpubertären. Und sie sieht so gut aus, daß Bill Clinton den letzten Rest an Selbstbeherrschung verloren hätte - die Paradelinke - die Überfliegerin der Revolution - sie wird die Varnhagen des nächsten Jahrhunderts noch werden

Drei kleine Hilfen: Rosa Luxemburg ist tot. Clara Zetkin auch. Und es stand in der »Zeit«. Jetzt ist die gesuchte Person natürlich schon zu leicht zu erraten: Birgit Tornow, Kampfname »Georgia«.